

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Stadt und See Iberias.

(Mit einer Abbildung.)

Der Bote fährt fort, jedes Jahr ein Bild aus dem heiligen Lande zu bringen. Bei der Beschreibung von Nazareth ward. im vorigen Jahrgang, erwähnt, daß dieser Ort in der Provinz Galiläa gelegen ist, deren gesegnete Landschaft Jesus vor allen andern Gegenden Palästinas, oder des gelobten Landes, liebte, und wo er so gerne wandelte und lehrte. — Der See Iberias, auch Genezareth geheissen, bildet, mit seinen grünen Uferbergen und Geländen, den schönsten Schmuck dieser Landschaft, ihm sey die gegenwärtige Betrachtung gewidmet.

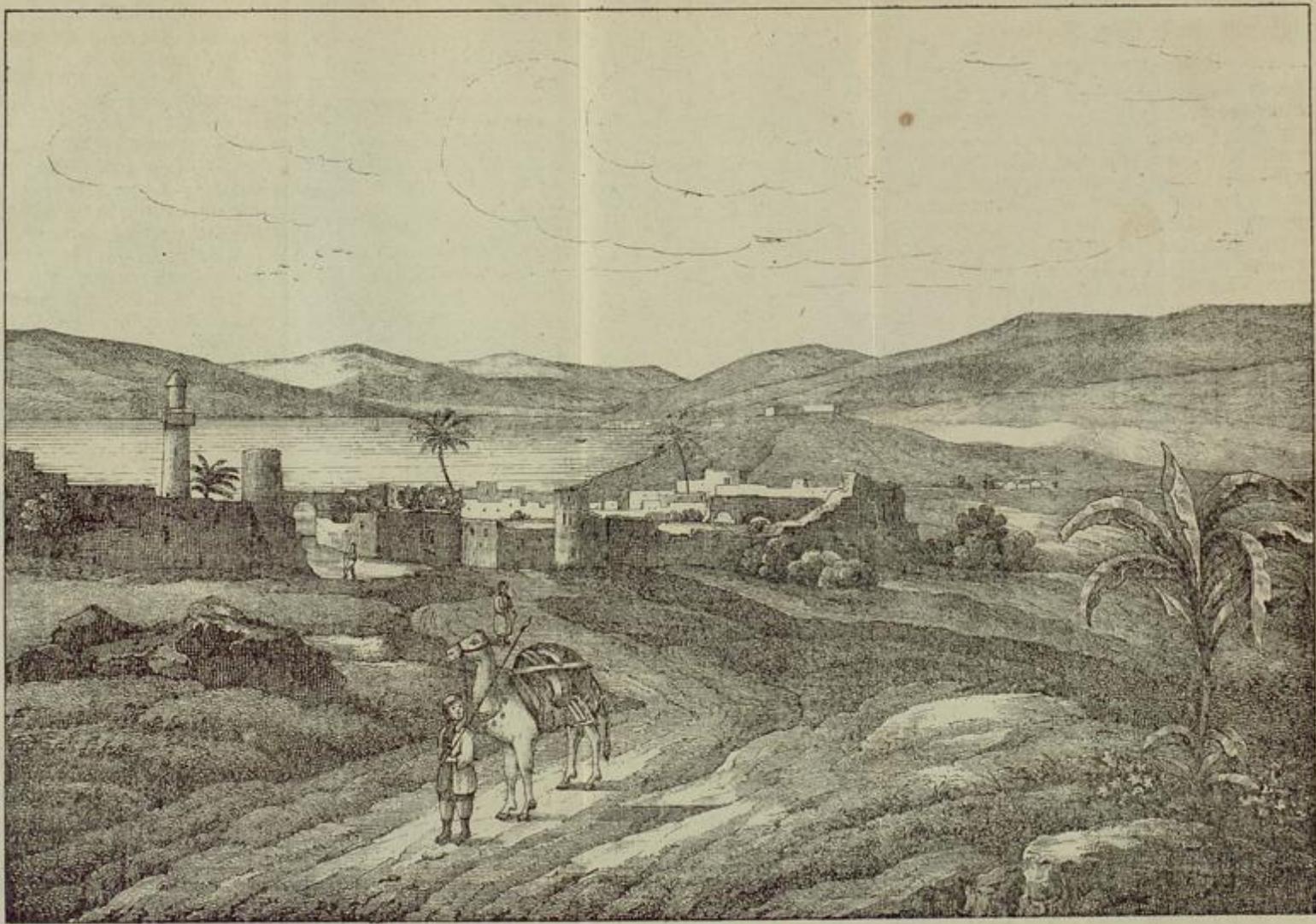
Alte und neue Reisende berichten, daß Galiläa, wie kein anderes Land der Erde, geeignet sey, den höchst möglichen Grad irdischen Wohlbehagens zu gewähren. Einst standen in diesen gesegneten Fluren 204 Städte und Flecken, wovon mehrere an 15000 Einwohner zählten. Großer Handel und Wandel war früher an dem See, dessen Fischer zuerst der Lehre Jesu folgten. Ein alter Schriftsteller sagt: „das Land um den See ist von bewunderungswürdiger Schönheit und Fruchtbarkeit. Es giebt kein Gewächs, welches das Land nicht von Natur hervorbrächte, denn die Luft ist so mild, daß sie jeder Art von Früchten geneigt bleibt. Zehn Monate im Jahr giebt es Trauben und Feigen zu essen.“ Jesus wählte diese Ufer zum Lieblingsaufenthalte, er beglückte diese Gestade durch die glänzendsten Wunder der Allmacht und Liebe; Erinnerungen, welche den christlichen Wanderer noch jetzt mit heiliger Ehrfurcht auf die verwasteten Umgebungen des Sees blicken lassen. Es ist ein herrliches anmutiges Bild, ein wahres Evangelium in der Natur! Hier liegt die Welt der Wunder vor uns ausgebreitet! Aber von den zahlreichen Ortschaften, welche die Ufer zierten, von der Menschenmenge, die sie bewohnte, ist nichts mehr zu sehen, die Hauptstadt Iberias selbst ward ein Schutthaufen. An diesem See wohnten als Fischer die nachherigen Apostel Petrus und Andreas,

Jakobus und Johannes (Matth. 4, v. 18, 21.), Philippus (Joh. 1, 14.), Nathanael (Joh. 21, 2.), Simon (Matth. 10, 4.), Auf ihm waren die wunderbaren Fischzüge (Luk. 5, v. 4—8. Joh. 21, 6—11.) Auf ihm stillte Christus den Sturm (Matth. 8, 23—27), wandelte er (Marc. 6, 48) und predigte er (Matth. 13, 2.) Auf demselben See war unter Kaiser Vespasianus eine Schlacht zwischen Römern und Juden, und aus ihm soll nach dem Glauben der Juden ihr Messias aufsteigen.

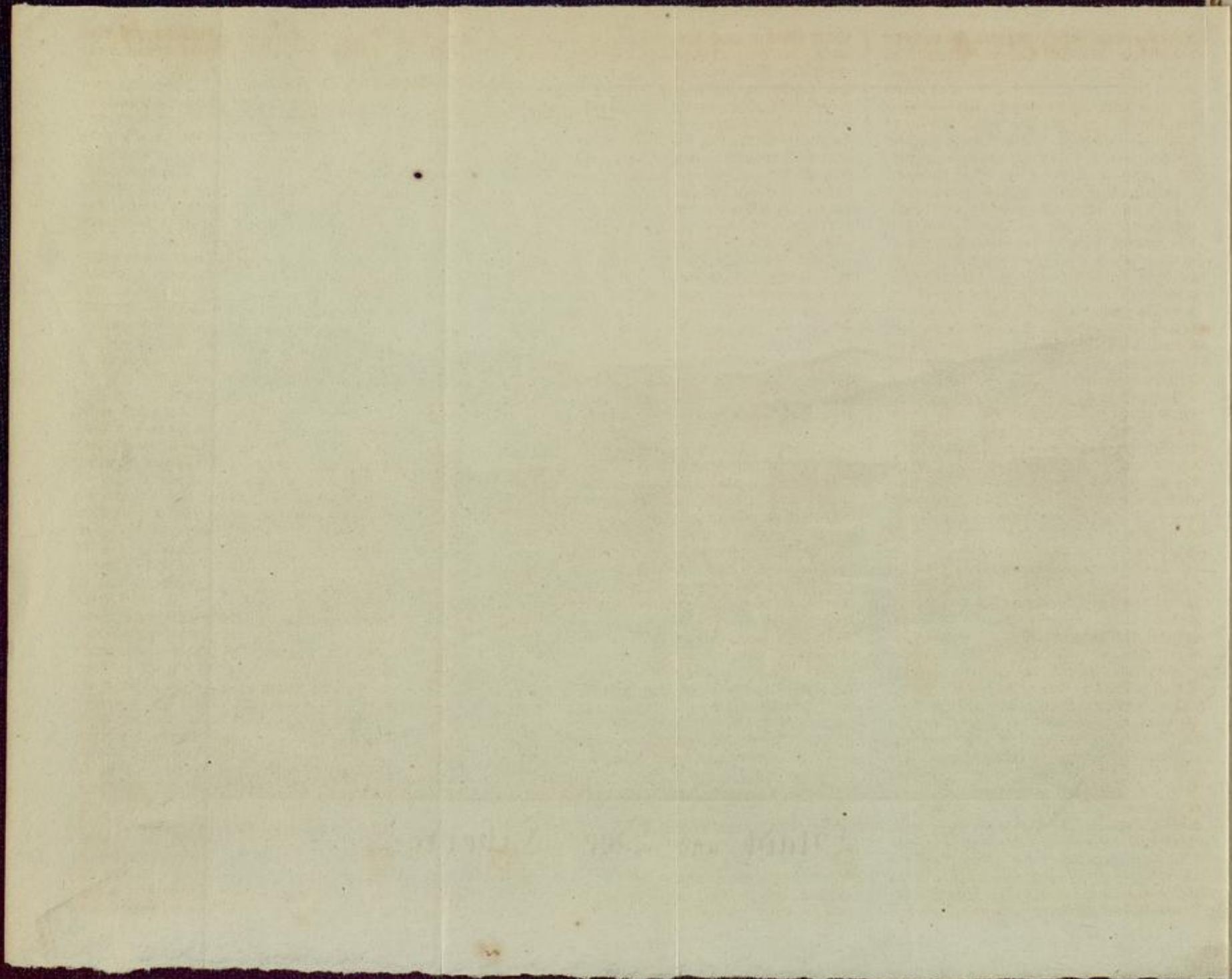
Am Fuße des östlichen Libanongebirges entspringt der in der Bibel so oft erwähnte Fluß Jordan. In seinem Laufe nach Süden bildet er den See Iberias (auch galiläisches Meer, See Genezareth genannt), wie etwa der Rhein den Bodensee. Dieser fischreiche See, mit seinem klaren dunkelblauen Gewässer, ist gegen zwei Meilen lang und eine Meile breit. Am südlichen Ende des Sees fließt der Jordan wieder heraus, und verliert sich nach längerem Laufe in dem sogenannten toden Meere, wovon weiter unten; die ganze Länge des Jordans beträgt etwa 50 Stunden. Als Jesus 30 Jahr alt war, kam er von Nazareth an den Jordan, um sich von Johannes taufen zu lassen.

In Galiläa verschließt jeder Name ein Geheimniß, jeder Berggipfel ertönt von der Stimme eines Propheten, aus der summen Wüste spricht die Stimme des Ewigen! Galiläer hießen die ersten Christen. Wie mutig sie für ihren Glauben litten, beweist der Ausruf eines Heiden: „Wer kann es dahin bringen, wie die Galiläer, den Tod nicht zu scheuen!“ Der römische Kaiser Julianus, der vom Christenthum wieder abfiel, nannte Christum den galiläischen Gott; aber im Tode kam eine Ahnung des Ewigen über ihn, und er rief sterbend: du hast gesiegt Galiläer! Zu Zeiten der Kinder Israels war diese Provinz Wohnort der Stämme Asser, Naphtali, Sebulon und Issachar.

Wenn der fromme Wanderer von Nazareth ausgeht, und sich über Cana nach dem See wendet, so führt ihn sein Weg über einen Berg, wo das Grab des Propheten



Stadt und See Tiberias.



Jonas gezeigt wird, der den Bewohnern von Ninive ihr Schicksal verkündete. In Cana, zwei Stunden nördlich von Nazareth, verrichtete der Herr sein erstes Wunder, als er bei einem Hochzeitmahl, wozu er mit den Jüngern geladen war, Wasser in Wein verwandelte. Die Schrift schreibt (Joh. 2, v. 11): „das ist das erste Zeichen, das Jesus that, und offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.“ Es lebt die Erinnerung unvergänglich, man zeigt noch die Quelle, wo man das Wasser schöpfte, und auch das Haus, in welchem der Herr durch seine Gegenwart ein Fest der Erdenfreude mit einer Vorahnung der Kräfte der Himmelsfreuden durchstrahlte. Man sieht Magdala, (dies Wort bedeutet einen hohen Thurm,) woher jene Maria stammte, welche erst eine tief im Elend gebeugte, dann eine Begnadigte und Erhöhte war.

Jenseits Cana wendet sich der Weg durch ein breites Thal nach dem See. Das grüne Gefilde, das noch jetzt ohne Pflege der Menschenhand ein Feld der wilden Weizenähren ist, wird von der christlichen Sage als jenes erkannt und verehrt, auf welchem die Jünger am Sabbath Lehren raufeten, und die Körner aßen. (Matth. 12, v. 1. Marc. 2, v. 23. Luc. 6, v. 1.) Man sieht den herrlichen Berg Tabor, den Ort der Verkörperung; ebenso den Berg der Seeligkeiten, der ganz grün ist bis zur Spitze, die sich hornartig vorbeugt, wie eine Naturkanzel. In ihm verehrt die christliche Kunde des Landes jene Stätte, wo der göttliche Lehrer zu dem vielen Volke, das ihm aus Galiläa und den andern Gegenden des jüdischen Landes nachgefolgt war, in der unübertrefflichen Bergpredigt von den Seeligkeiten sprach, welche den geistlich Armen, den hienieden Leidtragenden, den nach Gerechtigkeit Dürftenden, den Barmherzigen und Friedfertigen, denen die reines Herzens sind, und um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, in der Ewigkeit aufbehalten sind. (Matth. 4, v. 25. und 5, v. 1—10.) Am Fuße dieses Berges fiel auch am 4. Juli 1187 die unglückliche Schlacht der Kreuzfahrer vor, wo das Heer der christlichen Streiter in dem heißen Kampfe gegen den Sarazenen-Sultan Saladin unterlag, wo mit

vielen Fürsten auch der Bischof von Ptolemais, der Träger des heiligen Kreuzholzes, von einem Pfeil getroffen blieb, und dieses Heiligtum im Gedränge der Schlacht verloren gieng. Dort im Anblick des Iberias-See und der Berge von Gilead ward damals der Macht der Christen im Morgenland eine Wunde geschlagen, welche seither kein Balsam geheilt hat. Dazumal hatte das unglückliche Christenheer die innere Macht des Glaubens verloren, welche früher dem Gebet vor jenem heiligen Kreuze seine siegreiche Kraft gegeben hatte.

Ueber die grünen Uferberge gelangt man zur Stadt Tiberias am herrlichen See. Am grasreichen Abhang ist die Stätte, wo Christus der Herr mit wenig Broden und Fischen die hungernden Tausende speiste. Die vormals so blühende Stadt liegt in Trümmer, ein Erdbeben hat furchtbar gewüthet. Es stehen noch die Hauptmauern mit ihren Thürmen, aber vielfach zerrissen; die Hälfte seiner Bewohner ward unter den Trümmern begraben. Eine deutsche Judenfrau, die in Tiberias verheirathet ist, erzählte einem Reisenden die furchtbare Heim-suchung in folgenden Worten:

„Es war der erste Tag eures neubeginnenden Jahres (1. Januar 1837) und die meisten meines Volkes hatten sich in der dritten Morgenstunde (9 Uhr) mit ihren frommen und weisen Lehrern in der Synagoge versammelt, um ihre Vorträge über die heiligen Schriften zu hören. Ich trieb meine Ziegen zur Weide, und hatte dieses Kind, damals noch ein Säugling, mit mir genommen; zwei andere blieben im Hause zurück. Ein halbe Stunde später hörte ich ein Brausen, wie eines heftigen Sturmes, der Boden wankte unter mir, von den Bergen stürzten einzelne Felsstrümmen, und die Ziegen drängten sich erschreckt an mich. Ich wußte nicht, wie mir geschah; von banger Sorge erfüllt, blickte ich auf die Stadt herab, denn dort war mir das Theuerste, was ich mein nennen durfte, mein Mann, meine Kinder zurückgeblieben. — Großer Gott! Ich sah sie niemals wieder! — Ich blickte hin auf die Mauern der Stadt; sie klappten weit auseinander, es wankten die Thürme, die Häuser, die Kuppel der Synagoge, Alles schwankte und bewegte sich;

da war's mir, als neigte sich plötzlich die ganze Stadt der Seite des Sees zu, — einen Augenblick später sah ich nichts mehr als eine dicke dunkle Staubwolke, welche die ganze Stadt verhüllte; dumpfes Rollen wie ferner Donner, und das Geheul des Entsetzens und Jammers von Tausenden folgte darauf, — ich sank ohnmächtig zu Boden. Wohl kam ich bald wieder zur Besinnung; die Angst, meiner Kinder, meines Mannes Schicksal zu erfahren, riß mich auf, aber meine Füße versagten mir ihre Dienste. Noch dauerte das markerschütternde Geheul, durch die Ritze der Stademauern stürzten die entsetzten Bewohner heraus, einen Theil ihrer Habe, oder einen verwundeten Verwandten, oder zerquetschte Leichname mit sich tragend. Da kam einer meiner Bekannten mir nahe: „Was ist geschehen, schrie ich ihm entgegen, ich beschwöre dich, sage mir, was geschehen?“ — Die Synagoge ist bis zum Grunde eingestürzt, Alle, die darinnen waren, sind erschlagen, die ganze Stadt liegt in Trümmern.“ — Bald stand ich hier auf dem Schutte meines Hauses; ich arbeitete die ganze Nacht, die Steine von den Leichen meiner Kinder wegzuwälzen, meine Finger bluteten, mein Herz noch mehr; Niemaad half mir; ich mußte den Vorsatz, meine Kinder wieder zu finden, aufgeben; hier unter diesem Schutte liegen sie begraben. — Auch meinen Mann sah ich niemals wieder. — Mehrere Wochen mußten wir dort in der Ebene am Berge wohnen, denn der Geruch der faulenden Leichen machte den Aufenthalt hier unerträglich. Wir hätten zwar für immer bequemer dort gewohnt; aber wir können nun einmal diese, auch in ihren Trümmern uns so theuere Stadt nicht verlassen, in ihr wollen wir leben und sterben.“ — So lautet der Bericht der unglücklichen Wittwe. — Gottes Schickungen sind unerforschlich! —

Eine Wegstunde aufwärts von Tiberias, nicht weit von der Einmündung des Jordans, liegen noch einige Trümmer von der ehemaligen bedeutenden Stadt Kapernaum, (was „Schöndorf“ bedeutet.) In diesem Ort hat Jesus sich besonders gerne aufgehalten. Es ist die anmuthvollste und bei weitem fruchtbarste unter den schönen Land-

schaften am See; ein herrlicher Garten der Erde, würdig des milden, liebeichen Sinns unseres Erlösers. Hier, in der Synagoge, hielt Jesus die Rede, welche Johannes im sechsten Kapitel erzählt. Hier heilte Jesus das todtkranke Kind eines königlichen Dieners, ebenso den Knecht eines römischen Hauptmanns, und verrichtete noch andere Wunder. Hier, als an einer Eingangsstation, war lebhafter Handel und Verkehr. Zwischen der Stadt und dem See befand sich ein Zollhaus, an welchem Jesus den Zöllner Levi, den nachherigen Apostel Matthäus aufforderte, ihm zu folgen.

An den Gestaden des Sees sind warme, heilsame Quellen; ein ganzes Bächlein warmes Wasser, allen Kranken erquicklich und stärkend, strömt mächtig aus einer Felsenhöhle heraus. Welche Gedanken, wenn einst hier, in voller Sicherheit und Ruhe, bei geordnetem Zustand, die Kranken und Müden aus Europa körperliche und geistige Stärkung suchen können! Der Friede stiege wieder vom Himmel hernieder!

Südlich von Nazareth stellt sich auch der einsame Scheitel des hohen Lazor, dieses ewig grünenden Bergs der Verklärung unseres Erlösers, dar. Zwei und dreißig Jahre aus seinem Erdenleben gehen hier vor den Augen vorüber; was das neue Testament von diesen Dertlichkeiten meldet, ist in Obigem theilweise angedeutet. Denken wir an's alte Testament, und an die ältesten Erzählungen der Bibel, so sieht man von der Spitze des Berges die Ebene von Esdraelson, man sieht Bethulien, wo Judith und Holofernes lebte; Endor, wo die Hexe dem König Saul Zauberkünste zeigte; das Dorf Deborah, wo 1286 Jahr vor Christi Geburt die Israeliten unter der fürstlichen Prophetin eine große Schlacht gewannen; man sieht die Fluren von Dothaim, wo Joseph von den Brüdern verkauft ward; in der Ferne erscheint der Berg Carmel, der Zeuge von Elias Wunderthaten.

Oben ist bemerkt, wie der Jordan-Fluß den schönen See Tiberias bildet. Am südlichen Ende desselben verläßt er ihn wieder, und fließt durch das 13 Meilen lange Jordansgefilde ins todte Meer, das an 11 Meilen lang und 3 Meilen breit ist, auch keinen Abfluß hat. Es bietet einen schauer-

lichen Anblick dar, kahle und hohe Felsen schließen es von allen Seiten ein; es ist die traurigste Gegend der Erde. Todt heißt dies Meer, weil an ihm keine grüne Pflanze wächst, kein Wasservogel auf ihm und kein Fisch und keine Muschel in ihm lebt. Sein Wasser ist das salzigste auf Erden; es hat eine grauliche fette Oberfläche, denn es ist mit Erdpech durchzogen, und von noch unerforschter Tiefe. An der Stelle des todten Meers war früher das Thal Siddim, „wasserreich als ein Garten des Herrn,“ (1. Mos. 13, 10 und 14, 3.) Das Meer entstand, als der Herr die Städte Sodom und Gomorra und die ganze Gegend umkehrte, „und Schwefel und Feuer auf sie herabregnen ließ,“ wie es in der Schrift heißt.

Wann einmal von diesen Landschaften, über denen der Geist himmlischer Gedanken schwebt, der Krieg, die Pest und die Barbarei werden hinweggezogen seyn, wenn die hier begangene Weltfünfte verjöhnt ist: dann können sie wieder ein Sammelplatz wahrhaft glücklicher Menschen werden. Dem Land Palästina ist von Anfang der Welt eine hervorragende Bedeutsamkeit angewiesen. — Der Prophet Hesekiel schreibt (Cap. 5, 5): „so spricht der Herr: das ist Jerusalem, das ich unter die Heiden gesetzt habe, und rings um sie her Länder.“ — Die Kirchenväter legen diese Worte so aus: Jerusalem liege in der Mitte der Erde, und mitten unter die Heiden sey die Stadt gesetzt, daß dem Gotte, der in Judäa bekannt, und dessen Name groß ist in Israel, alle Völker, welche ringsum wohnen, dereinst folgen. Hiemit stimmt auch die Auslegung der Worte des Psalms überein: „Gott, unser König, hat das Heil erworben im Mittelpunkt der Erde.“ Von Zion aus „gieng des Herrn Wort, und der Schall der Worten Gottes in alle Länder.“ Es dämmert im Herzen die Ahnung, warum unter den Hirten Bethlehems der Hirt geboren wurde, dessen Heerde über die ganze Erde weiden soll!

Als Nachtrag zur vormsährigen Beschreibung von Nazareth sey hier noch eines Vorgangs erwähnt, den ein neuerer Reisender berichtet: Als der Kaiser Napoleon, noch als General Bonaparte, im Jahr 1798 Krieg in Aegypten führte, kam er mit sei-

nen Soldaten bis Nazareth. (Am Labor lieferte er den Türken eine Schlacht.) In Nazareth besuchte er die Kirche der Verkündigung. In derselben traf er unter den Priestern einen werthen Jugendbekannten an, und begrüßte ihn mit herzlicher Kühlung. Beim Abschied wollte er ihm eine Summe Geldes geben, welche aber der fromme Geistliche mit den Worten ausschlug: „die heilige Erde hier genügt mir.“ — O, hätte dem Kaiser der Boden Frankreichs und die Aufgabe genügt, dort die Wunden der blutigen, zerstörenden Revolution zu heilen, und als Friedensfürst das Reich der Ordnung, Sitte und Menschenliebe auf Erden zu fordern! Wie gesegnet würde dann sein großer Name in der Geschichte glänzen!

Der Großvater und sein Hündchen.

In den Herzen der Armen ist gar oft die zarteste Liebe heimisch. Unlängst wurde in einer großen Stadt ein dürftiges Dienstmädchen von einem Manne wegen 6 Gulden verklagt, die sie ihm für das Ausstopfen eines todten Hundes schuldig geworden. — Der Richter wunderte sich, wie das Mädchen zu dieser sonderbaren Schuld gekommen sey. Da erzählte sie die rührende Veranlassung: „Der Großvater wäre lange bettlägerig gewesen; seine einzige Freude sey geblieben, mit seinem Hündchen zu sprechen, welches auf einem Stuhl bei seinem Bette lag. Endlich wäre das Hündchen vor Betrübniß krank geworden und gestorben, ohne daß der Großvater es gemerkt. Den andern Tag habe er die Hand nach seinem Hund ausgestreckt und ihn zu seiner Betrübniß nicht mehr gefunden. Dies sey ihr durch die Seele gegangen, da habe sie gedacht, es würde ein Trost für den alten Mann abgeben, wenn sie den Hund ausstopfen ließe, und wie lebendig neben sein Bett setze. Gedacht, gethan. Der alte Mann habe so wenig den Tod seines Hundes gemerkt, daß er sterbend noch empfahlen, das Thier wohl zu pflegen.“ Den Richter freute dieser Zug liebevoller Rücksichtnahme ganz besonders, so daß er die Kosten des Ausstopfens vom todten Hündchen, der guten Enkelin zu lieb, aus seiner Tasche

bezahle. — Im Sprüchwort heißt es zwar: todte Hunde können nicht mehr beißen; — in Prozeffen können sie es wohl noch thun.

Aus einer Dorf-Chronik.

Ebringen ist ein schönes Pfarrdorf, zwei Stunden von Freiburg, am Fuß des Schönbergs in einem lieblichen Thälchen gelegen, umgeben von wohlbeplanten Rebhügeln und Obstbäumen. Der Ort, durch seinen vorzüglichen Weinbau bekannt, hat mancherlei Schicksale erlebt. Er ist sehr alt, bestand ohne Zweifel schon zu den Römerzeiten, welche allem Vermuthen nach dort zuerst den Weinstock hingebracht haben. Ehe der Ort an Baden kam, war das Stift St. Gallen Herrschaft in Ebringen, und im Besitz bedeutender Liegenschaften und Gefälle. Frühe schon kam es mit Sanct Gallen in nahe Verbindung, urkundlich bereits geraume Zeit vor dem Jahr 720, also wenigstens 400 Jahre früher, ehe der Bau der Stadt Freiburg im Breisgau anfang. Weil der Breisgau in den tausendjährigen St. Gallischen Urkunden immer Breisachgau genannt wird, so ist kein Zweifel, daß der Name Breisgau von der Stadt Breisach herstamme.

In diesem Ebringen lebte vor 50 Jahren ein Pfarrer, Herr Idephons von Arx, der als Geschichtschreiber von St. Gallen berühmt geworden ist. Dieser edle hochbegabte Mann verwendete seine freien Stunden zur Erforschung und Aufzeichnung der Ereignisse, welche dem Ort jeweils begegnet sind. Damit verband er in einfacher Weise die nützlichsten Lehren und hohe Wahrheiten, welche zum Herzen sprechen. Die Gemeinde Ebringen bewahrt mit Sorgfalt diese kostbare Schrift, denn solche Orts geschichten haben großen Werth. Es spricht Jeden von uns an, zu wissen, was den Vätern, den Großvätern und sofort in denselben Räumen, in Zeiten des Dranges, der Noth, oder des Glückes begegnet ist; es freut uns, bekannte Namen, die unsrigen oder jene Anderer zu hören, die Löbliches, Nützlichs, manchmal auch wahrhaft Großes, wenn auch in beschränkten Kreisen, glücklich vollbracht; ein solches Wissen hält wohl manchen

von Verfolgung böser Pläne ab, und befestigt in der Bahn des Rechts.

Ein Hauptübel unserer Zeit ist leider: nur die Gegenwart zu beachten; als ob eine Zeit für sich bestehen könnte, als ob der Ernte nicht die Saat, der Frucht nicht die Blüthe vorangehen müßte.

Von dieser Krankheit des Tages könnte uns allerdings ein redliches Bemühen heilen, welches allerwärts das als nützlich Erkante um des Guten selbst willen hegt, pflegt und mehrt. Dieser Sinn, wahren Gemeinfinn zu schaffen und zu beleben, war offenbar der schöne Zweck, den sich Idephons von Arx vorgesetzt, die würdige Aufgabe eines edlen Seelsorgers.

Lassen wir ihn selbst reden; er beginnt in folgender Weise seine „**Vorrede an die Einwohner von Ebringen.**“ Gottes Vorsehung pflanzt jeden Menschen an den Ort hin, wo er leben soll. Einige Menschen leben in Städten, leben im Ueberflusse und plagen sich mit immer gereizten Leidenschaften; andere sind Besitzer vieler Güter, leben in reichen Dörfern und genießen das Fett der Erden; Vielen giebt Kunst oder Gewerbe und Handel immer baares Geld in die Hand.

Ihr aber nicht so, meine Lieben! Euch hat Gott ein Dorf und keine Stadt als euer Vaterland angewiesen. Wenige große Gutsbesitzer sind unter euch, Kunst, Gewerbe und Handel zu treiben, hat euch der starke Bau der Weinberge bis dahin noch nicht gestattet. Nirgends herrscht Ueberfluß, viele kämpfen sogar mit der Noth. Seid ihr darum unglücklicher oder von Gottes Vorsehung weniger begünstigt, als jene? Keineswegs. Ihr bewohnt eine große Dorfschaft, die fast ganz von mit Reben bewachsenen Hügeln umschlossen ist; die Erde ist auch nicht undankbar, sie belohnt eure Arbeiten meistens reichlich, und noch allezeit hat sie ihre Bewohner, die jetzt weit zahlreicher sind, als vor diesem, ernährt; ja jetzt bei dem verbesserten Rebbau ernährt sie euch noch besser, als ehemals eure Voreltern.

Wenn ihr schon von dem Wohlleben der Stadtbewohner und von dem Ueberflusse der Güter- und Hofbesitzer nichts wisset, so wird euch dieses dadurch reichlich ersetzt,

daß euere Sitten unschuldiger und weniger verdorben sind, daß euer Glaube reiner ist, daß eure Leidenschaften weniger stürmisch sind, daß ihr weniger Bedürfnisse fühlt und euer Leben darum ruhiger ist und ihr euerm Gott besser dienet und in dessen Gesetzen treuer seyd. Ein Glück, welches mit allen Gütern und Reichthümern der Welt in keinen Vergleich kann gezogen werden. Denn die Glückseligkeit des Menschen ist nie nach dem abzuwegen, was er besitzt, sondern nach dem, was er ist oder hat, zufrieden sey und ob er seinen Gott und dieser ihn lieb habe.

Noch mehr: Wenn es schon nicht in euerm Vermögen steht, euer Dorf in eine Stadt, oder euere Wälder in fruchtbare Felder umzuschaffen, so steht es doch bei euch, eueren Zustand einerseits durch größere Arbeitsamkeit, Fleiß und gute Sitten, anderseits durch Sparsamkeit, Nüchternheit, Meidung der Laster und Zwietracht zu verbessern. Euere Großväter giengen in Röcken von grobem Hanf gemacht an heiligen Tagen in die Kirche, weil es ihr bester Rock war; sie schlossen selbe mit Haften zu: weil sie keine Knöpfe vermochten; euere Großmütter wußten noch nichts von seidenen Bänden; Zwilch waren auch ihre besten Kleider; aber jetzt kleiden sich Männer und Weiber in Tuch von Wolle und Baumwolle; die Röcke der Männer haben Knöpfe, seidene Bänder zieren die Frauen und Töchter und dennoch essen Alle so gut oder besser, als ihre Voreltern und haben dennoch dabei weniger Schulden als sie. Ueberhaupt hat Niemand Ursache, weder wegen der Kleidung, Acker- oder Rezbau, noch wegen der Sitten sich die alten Zeiten hier zurückzuwünschen, da ein fort-dauernder Friede und eine angestrengte Arbeitsamkeit vielen aus euch eine Gattung des Wohlstandes verschafft haben, die euern Voreltern noch ganz unbekannt war.

Ich weiß es, ihr Alle wünschet glücklich zu sein, und ihr bestrebet euch, es so geschwind, als es möglich ist zu werden. Ein unschuldiger Wunsch, den der Schöpfer selbst in euer Wesen gelegt hat. Aber merket es wohl und leget es tief in eure Herzen: niemals werdet ihr dazu gelangen, wenn ihr euch nicht darauf verleget, alles was euch angebet, zu verbessern, und wo ihr könnt,

auch andern nützlich zu seyn; zu verbessern an euch, das ist: zu machen, daß euere Begierden immer gerecht, euere Absichten immer gut und euer Wandel und euere Reden allzeit unsträflich seyen, zu verbessern die Eurrigen, damit sie schon von Jugend auf an die Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Gehorsam, Frieden und gute Sitten angewöhnet, gute Christen und nützliche Bürger werden, zu verbessern euere Acker, Güter und Aecker. Suchet ihr nun nebst diesem auch Andern nützlich zu werden, ihnen unentgeltliche Dienste zu erweisen, Erzürnte zu besänftigen, Feinde zu versöhnen, Streite zu vermitteln, lieber Unrecht zu leiden, als andern Leiden zu machen und das Böse auf alle mögliche Art zu verhindern, so würde Einer des Andern Glück befördern. Und wie glücklich würde eine Gemeinde seyn, die lauter solche Bürger zählen könnte!

Es ist ohne Zweifel meine Pflicht, euch in Erfüllung dessen vorzugehen; ich habe den Willen, solches nach meinem Vermögen zu thun, und nur in der Absicht, um zu eurer Verbesserung und Nutzen etwas beizutragen, habe ich diese Geschichte zusammengeschrieben. Denn ich habe es schon oft beobachtet, daß die Menschen nur so lange eine Last willig tragen, als sie von derselben Billigkeit überzeugt sind, und daß, sobald sie an der Billigkeit derselben nur zu zweifeln anfangen, eben so geschwind ihnen ihre Pflichten drückender werden.

So schädlich euch also die Leute sind, welche euch aus dem Alterthum Verschiedenes vom Hörensagen vorlügen, eben so nützlich muß euch derjenige seyn, welcher euch das Wahre aus Urkunden erzählt. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn diese Geschichte eine solche Wirkung bei euch hervorbrächte; wenn sie nur das Geringste dazu beitragen würde, euch hier und dort glücklicher zu machen, welches, wie ihr es Alle wohl wisset, immer mein einziger Wunsch ist.

Euer Pfarrer

P. Aldephons von Arr.

Ebringen, den 7. Christmonat 1792.

Auf diese rührende Weise leitet der würdige Pfarrer die Aufzeichnung der Ereignisse ein, aus der später einiges mitgetheilt werden soll. Es wäre schön, wenn die Herren Pfarrer, Bürgermeister und Lehrer dem

Voten jeweils Materialien aus ihren frühern Ortsgeſchichten zukommen laſſen wollten, die Leſer und der Kalender ſollten dabei gewinnen. Im Artikel „vom 30jährigen Krieg“ kommt nächſtes Jahr etwas Leſenswerthes vom Dorf Grafenhausen, Amtes Ettenheim, was auch aus einer alten Handſchrift gezogen iſt.

Der türkiſche Kaiſer und ſein Miniſter.

(Mit einer Abbildung.)

Das nebenſtehende Bild zeigt den jezt regierenden türkiſchen Kaiſer, Abdul Meſchid, mit ſeinem Großvezier, oder erſten Miniſter. Der junge Kaiſer iſt, wie jezt das türkiſche Militair, europäiſch gekleidet, und man erkennt den Türken in ihm nur an der beſondern Müze auf dem Kopfe. Dagegen iſt der alte Vezier in der altherkömmlichen türkiſchen Tracht abgebildet, welche der Vater des jeztigen Sultans abzuschaffen ſuchte. Derſelbe hat nämlich manche Veränderungen in den innern Verhältniſſen der Türkei eingeführt; die mit der Kleidung iſt aber nicht gerade gut ausgefallen.

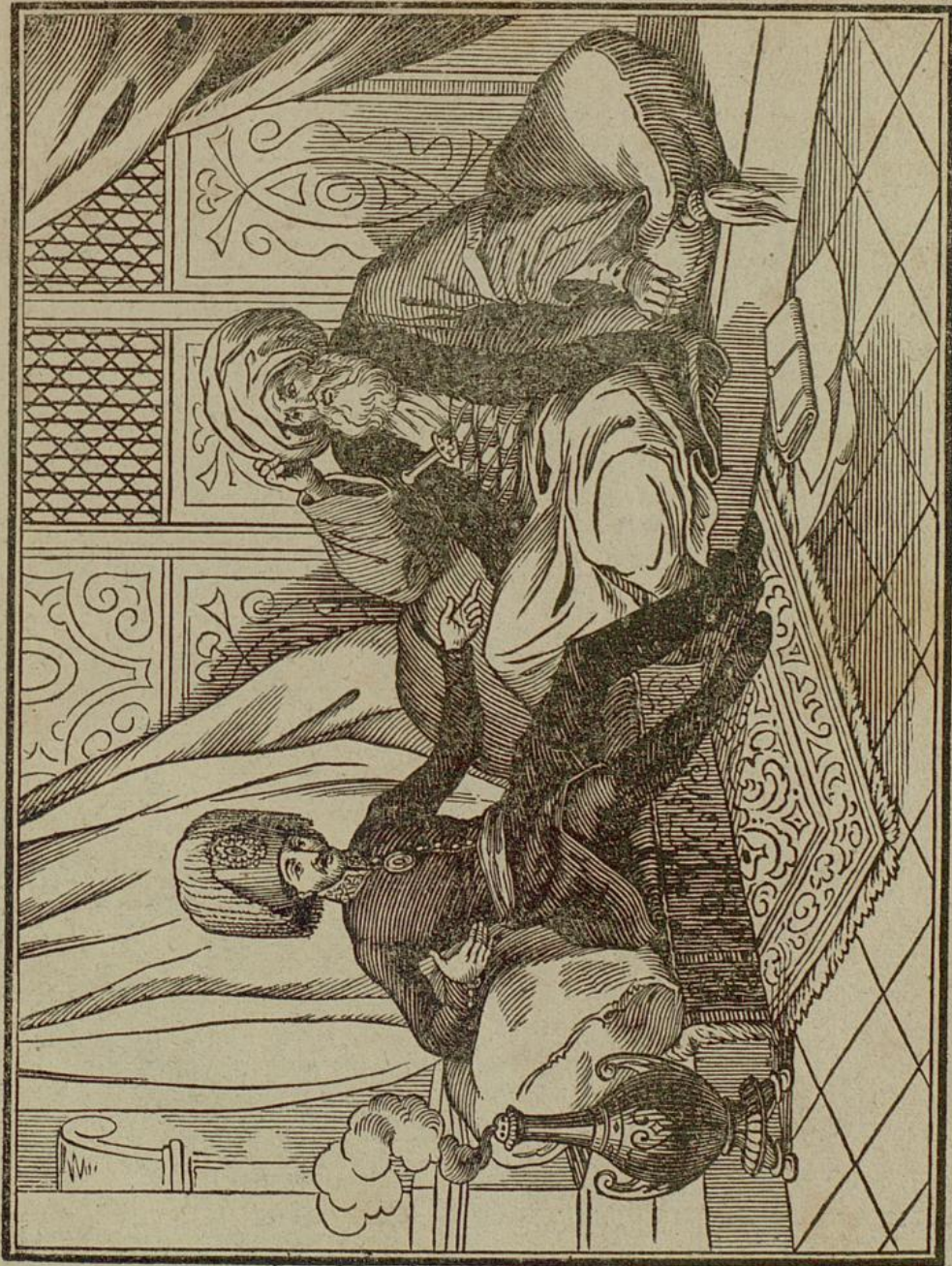
Jezt ſind die Zeiten nicht mehr, wo die Türken der Schrecken der Chriſtenheit waren. Als ſie Anno 1453 Conſtantinopel und das Land erobert, und damit dem chriſtlichen Kaiſerthum im Oſten ein blutiges Ende gemacht hatten, als ſie zweimal bis vor Wien zogen, das nur durch die heldenmüthigſte Vertheidigung, zum Glück von Deutſchland, vom Fall bewahrt blieb: da war ihre Macht zu fürchten. Heut zu Tage hat ihr Reich nicht viel mehr zu bedeuten. Es wird von Ruinen überragt. Das alte Geſetz, die alte Sitte, der alte Muth, welcher die ſchlimmen Türken zu ihren Eroberungen begeisterte, iſt von ihnen gewichen, die ernſte Vergeltung ſucht dieſelben jezt beim, die fürchtbare Rächerin ihres einſtigen, graufamen Uebermuths. Kein Land bietet in ſeiner Geſchichte größeres Intereſſe dar, als die verſchiedenen Theile der Türkei. In welche Provinz derſelben wir blicken, ſo begegnen wir den Spuren einer thatenreichen Vorzeit; jezt trifft das Auge nur auf Trümmer und Barbarei! Die

Hauptſtadt des Reichs, Conſtantinopel, iſt das Bauwerk eines chriſtlichen Kaiſers. — Unter dem Deſpotismus des Sultans ſteht die Geburts- und Todesſtätte unſeres Erlösers! Nur in den türkiſchen Staaten erlebt man die Erſcheinung, unausgeſetzt 400 Jahre hindurch alle Schandſtücke der menſchlichen Geſchichte, alle ſandhafte Frevel, alle blutige Gräuſel beiſammen zu finden. Wo der Türke herrſcht, iſt kein wohlhabender Unterthan ſeines Lebens, oder ſeiner Habe ſicher, keine Eltern können ſich in Ruhe ihrer Kinder freuen. Welch fürchtbare Verfolgungen ganz neuerdings gegen die im Reich wohnenden Chriſten ausgeübt worden, davon kann man die herzzerreiſſenden Berichte nur mit Schaudern leſen. Wie lange wird noch die Langmuth der chriſtlichen Mächte von Europa den elenden Beſtand des türkiſchen Reichs dulden? Nur die Eiferſucht der Mächte untereinander friſtet deſſen beklagenswerthes Daſein. Das Paradies von Europa, ſo kann man die Landſchaften, welche die Türken inne haben, mit Recht nennen, wird endlich doch den Erbfeinden der Chriſtenheit entzogen werden. Welcher Gedanke, wenn auf der Stätte, welche durch die Erlösungsgeschichte der Menſchheit geheiligt iſt, ſich wieder ein chriſtlicher Staat erhebt! Alle Herzen werden die Monarchen preiſen, die ein ſolches Werk endlich ausführen.

Der jeztige Sultan iſt der 25te in der Reihe, ſeit der Eroberung von Conſtantinopel. An dieſer kaiſerlichen Portion von 25 hat die Chriſtenheit übergenug!

Gedenk daran Hamburg!

Es ſind jezt bald zweihundert Jahre, daß ein frommer Pfarrer zu Hamburg unter dem Titel „Gedenk daran Hamburg“ eine Predigt über das dritte Gebot, du ſollſt den Sabbattag heiligen, im Druck herausgegeben hat. Er erzählt darin, wie einſt in Hamburg eine Geſellſchaft vornehmer Leute, 37 Perſonen ſtark, ſich auf ein großes Schiff begeben habe, um vor deſſen Abfahrt nach Indien noch einen Schmaus zu feiern, wie man luſtig auf dem Schiff zu Ehren der Gäſte kanonirte, aber nicht vorſichtig mit



dem Pulver gewesen sey, denn es wäre Feuer an die Pulverfässer gekommen, so daß das schöne, reich beladene Schiff mit allen Personen und Kostbarkeiten in die Luft geflogen ist, und die Menschen insgesammt den Tod gefunden haben. Nur eine einzige Person blieb gerettet, nämlich eine sehr gottesfürchtige, rechtschaffene Frau. Diese befand sich in gesegneten Umständen, und konnte den Lärmen des Schießens nicht wohl ertragen; sie ließ sich deshalb ans Land setzen, und kaum war sie dort angelangt, so brach die Zerstörung aus. Schiffstrümmer und menschliche Gliedmaßen, denn kein Körper blieb ganz, wurden überall umher gestreut; der Anblick war gräßlich. An diesen Vorgang, als an eine schwere Heimsuchung, soll Hamburg denken. — Der redliche Pfarrer klagt besonders in jener Predigt über die geringe Heilighaltung des Sonntags, der mehr zu Lustbarkeiten, als zu frommen Betrachtungen benützt werde: er sagt darin wörtlich: „Wenn ich betrachte, wie der Sonntag an diesem Ort so vielfältig mißbraucht wird, so besorge ich, Gott werde demaleins eine sonderbare Strafe ergehen lassen, daß unsere Nachkommen sagen werden, gedenke daran Hamburg! (Es ist eingetroffen!) Mancher meint, die Sonn- und Feiertage seyen nur Anlaß zum Trinken, Schlemmen und Ueppigkeit treiben, und den Sabbat heiligen, heiße nur so viel, als nicht arbeiten, ein neu Kleid anziehen, des Morgens ein wenig in die Kirche gehen, die übrige Zeit aber, bis spät in die Nacht, in den Wirthshäusern zuzubringen. Mit nichten! Gedenk des Sabbats, daß du ihn heiligest, spricht der Herr. — Sabbath heißt so viel als ein Ruhetag. Vorzeiten war es der Sonnabend. Es haben aber die heiligen Apostel diesen wochentlichen Feiertag vom Sonnabend auf den Sonntag fortgelegt. Nicht allein daß ein Unterschied sey zwischen Christen und Juden, sondern auch zu Ehren den drei Artikeln des christlichen Glaubens. Denn am Sonntag hat Gott das Werk der Schöpfung angefangen, und gesagt, es werde Licht. Und die Summe aller Sonntags-Predigten gebet dahin: „Mensch, es werde Licht in deinem Herzen, lerne dich selbst und Gott im rechten Licht erkennen, daß du wissest, wie du konnest

christlich leben, selig sterben, und ein Kind des ewigen Lichts bleiben.“ Am Sonntag ist unser Erlöser Jesus Christus von den Todten auferstanden, und zu seinen Aposteln gekommen, denen er sagte: „Friede sey mit Euch.“ Der Sonntag ist ferner der Tag, da der heilige Geist über die Apostel ausgegossen ist, um die großen Thaten Gottes mit Freuden zu predigen. Darum halten wir diesen Tag hoch, und sprechen mit dem Psalm: „Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat.“ An diesem Tag sollen wir nicht blos ruhen, sondern wir sollen ihn heiligen, das ist mit heiligen Gedanken, mit heiligen Worten, mit heiligen Werken; — des Leibes Ruhetag soll seyn der Seele Werktag. Wer am Samstag bei Zeiten Feierabend macht, und am Sonntag im Wirthshaus dem Müßiggang und dem Trunke frohnt, der wird nicht den Sabbat heiligen, wenn er schon von der Arbeit feiert. Gedenkt des Unterschieds zwischen feiern und heiligen! Gedenk daran Hamburg!“

Der alte Herr spricht fromm, gut und prophetisch. Lebte er noch in unsern Tagen so hätte er vor drei Jahren bei dem entsetzlichen, dreitägigen Brand in Hamburg noch eindringlicher haben ausrufen können: „gedenke daran Hamburg!“ Jene schwere Schickung haftet übrigens mit großem Nachdruck in den Gemüthern der Heimgesuchten. Die Stadt erhebt sich frischer und schöner aus der Zerstörung, und größere Einigkeit und Liebe verbindet die Bürger. Das Unglück ist oft eine Schule des Glücks.

Seither ist auch mehrfach eines nachdenklichen Vorfalles wieder gedacht worden, der in der Geschichte der Stadt Hamburg als ein garstiger Flecken bemerklich ist. Eine Viertelstunde unterhalb Hamburg, an der Elbe, liegt die bedeutende dänische Stadt Altona. Dieser Name bedeutet eigentlich „Alzunah,“ was auch wirklich der Fall ist, da Altona von einer der Vorstädte Hamburgs nur durch einen Bach getrennt ist. Die Hauptsache aber liegt darin, daß die Kaufleute von Altona vielfach von der günstigen Lage, und dies zum Nachtheil Hamburgs, profitiren. Zwischen den zwei Städten ist deshalb oft nicht die beste Nachbarlichkeit. Nun geschah es, daß im Jahr 1713 die Könige von Schweden und Dänemark mit einander Krieg führten. Weil die Dänen in Schwedisch-Vommern grausam gehaust hatten, so rückte, um Rache zu nehmen, der schwedische General Steenbock vor Altona, und steckte am 9. Jänner 1713 die ganze Stadt in Brand; auch ward sie bis auf 3 Kirchen und 30 Häuser eine

Beute der Flammen. Die unglücklichen Einwohner mußten flüchten. Es herrschte eine strenge Kälte, noch vermehrt durch einen heftigen Nordwind, welcher zudem die Feuersbrunst schneller verbreitete. — Die Lage der armen Bevölkerung war schauervoll. Männer und Frauen, gebeugt unter der Last der Geräthschaften, welche sie trugen, flüchteten sich weinend auf die mit Eis bedeckten Felder. Viele schlepten sich mühselig bis unter die Thore Hamburgs, und baten um Einlaß; aber hartberzig verweigerte man die Aufnahme unter dem Vorwand, es herrschen ansteckende Krankheiten in Altona, und man wolle sich ihnen zu lieb nicht der Gefahr der Ansteckung aussetzen. Manche der Unglücklichen starben unter Hamburgs Mauern, indem sie den Himmel zum Zeugen solcher Barbarei anriefen. — Unwillkürlich muß man beim Hamburger Brand auch an diese Geschichte denken, oft müssen die späten Nachkommen hart büßen, was die Vorfahren durch Härte verschuldet. Wendet Euch nie von den Leidenden ab!

Von Eheleuten.

„Die Ehe soll ehrlich gehalten werden,“ sagt die Schrift; aber leider so ist es nicht immer. Von jeher haben die Männer mehr als gebührend bißige Schilderungen gegen die Weiber vorgebracht, und bei einem betrübten Hauswesen ihnen oft ungerechterweise das Meiste zur Last gelegt. Sagt doch selbst der heilige Augustin von einem Manne, der unglücklich verheirathet ist: „Ein solcher Mann bleibt nur so lange daheim, als es unumgänglich nöthig ist; mit Freunden verläßt er das Haus, und wenn die Stunde zur Heimkehr anhebt, so kehrt er niedergeschlagen zurück, denn er findet daheim nur Murren und Bitterkeit. Weil in seinem Haus der Friede und die Freude fehlt, so sucht er dies auswärts.“ Dies Bild ist ganz richtig, aber es sagt nichts von einer unglücklichen Ehefrau. Diese ist offenbar mehr zu beklagen, als der Mann, denn sie hat nicht die Freiheit, Ruhe und Friede außer ihrem Hause zu suchen, wenn sie ihr darin fehlen.

Es waren lauter Ehemänner, die folgendes Lied gemacht haben:

Im Birthshaus brachten sie die große Frage auf:
„Was liebt die Frau am höchsten in ihrem Lebenslauf?“

Der Eine sagt das Vuzen, der Andre meint den Mann,

Der dritte glaubt das Tanzen, der Viert' die Kaffeekann,

Piul. Vot. 1845.

Der Fünfte gar das Spielen, der Sechst' das Käsonniren;

Doch wollte keine Meinung zu einem Einklang führen.
Ein alter Ehemann, der schweigend zugehört,
Mit einem schlaun Lächeln sich zu den Streitern
kehrt:

„Was Jeder hier behauptet,“ so sprach er, „liebe Herrn,

„Das liebt wohl jedes Weib und thut's von Herzen gern;

„Doch, was ihm höher gilt, als selbst das Käsonniren,

„Es ist, o glaubt es mir, es ist das Kommandiren!“

Da riefen alle anwesenden Ehemänner wie aus einem Munde: „der alte Praktikus, der hat's getroffen.“

Uebrigens hat man ausgerechnet, daß es dreimal so viel Wittwen als Wittwer giebt. Dies kommt daher, weil die meisten Wittwer gleich wieder heirathen; sie mögen denken, schlimmer kann nicht leicht eine Frau seyn, als die Verstorbene, also warum soll ich es nicht noch einmal wagen! Die Frauen dagegen denken eher: einen so guten Mann, wie der Selige gewesen ist, bekomme ich nicht wieder, also lasse ich das Heirathen lieber seyn. Andere meinen auch, eine Frau könne am ersten Mann schon genug kriegen, daß ihr aller Muth vergehe, einen zweiten zu nehmen! Letztere Auslegung gereichte der Männerwelt nicht sehr zur Ehre. Uebrigens sagt man im Sprüchwort: „Wittfrauen sind Ausnahmen von jeder Regel.“ Die Gelehrten schreiben der weiblichen Natur gar manche Vorzüge zu. — Die Weiber können den Hunger viel länger ertragen, als die Männer; sie werden in der Regel älter und nicht kahl; fahren sie übers Meer, so bekommen sie die Seekrankheit schwächer; sie bleiben im Wasser länger oben; sie werden weniger von den Löwen angefallen; sie sind meistens die Erstgeborenen und werden seltener vom Schlag getroffen.

Doch, genug des Scherzes: das Bewußtseyn, daß wir uns der Liebe eines Wesens erfreuen, ist ein Trost in der tiefsten Betrübniß, welchen kein Reichthum erkaufen, keine Gewalt gewähren kann. Eine gute, friedsame Ehe führt uns zu diesem Bewußtseyn. Der schönste Schmuck der Frauen bleibt der Name „Hausfrau und Mutter,“

D

so wie den Mann kein Ehrentitel mehr ehrt, als der eines redlichen Vaters und Vaters. Eine einträchtige Ehe, strenges Halten auf Ordnung und Zucht, bewahrt am sichersten vor den traurigen Erfahrungen, welche so oft aus eigenem Verschulden das Leben verbittern. Wenn Eheleute haben einen Sinn, so tragen sie alles Unglück hin.

Vom russischen Winter.

Der Winter ist in Rußland streng und kalt; mancher geneigte Leser hat es vielleicht schon selbst empfunden, wie z. B. Anno 1812 an der Berecyna, schrecklichen Andenkens. Man pflegt zu sagen, es gäbe in Rußland nur **eine** Jahreszeit, nämlich den Winter, und der wäre bald weiß bald grün; denn auch im Sommer friere man, und könne höchstens beim warmen Ofen schwitzen. Die Natur ist dort allerdings eine Langschläferin; tief und ununterbrochen ruht sie das halbe Jahr; vom Oktober bis zum April sind die bildenden Säfte in der Regel erstarrt. Dafür ist auf den Straßen um so regsamer. Denn sobald die Schneebahn gebildet ist, beginnen die Zufuhren auf Schlitten. Aus den entlegensten Provinzen des unermesslichen Reiches werden alsdann in langen Reihen von Schlitten die verschiedenen Erzeugnisse des Bodens, des Gewerbseißes, der Jagd und des Tauschhandels mit den Völkerschaften in Asien herbeigeführt. Alles dies strömt den großmächtigen Städten Moskau und Petersburg, oder den Seehäfen zu, von wo aus die Sachen nach aller Welt versendet werden. Ohne Schneebahnen wäre der Land-Transport nicht recht thunlich; geordnete Straßen sind noch selten, und die Entfernungen viele hundert Stunden groß. — Ueber die meisten Flüsse führen auch keine anderen Brücken, als im Winter die festen Eisdecken. Wenn deshalb der Schnee ausbleibt, oder sparsam fällt, so ist ein allgemeiner Jammer. Der ganze Verkehr stockt, und in den Städten tritt an den Lebensmitteln oft große Noth ein. Darum halten die Russen den Schnee in Ehren; er ist beim Herannahen des Winters ein Gegenstand des

täglichen Gesprächs, besonders auch in seinen Lücken. Dazu gehören die Schneegestöber, von denen die Russen drei Arten unterscheiden, für die sie aparte Namen haben: den Miatgel, Samjot und die Wiuga. Jeder dieser Namen bezeichnet ein eigenes Naturspiel mit dem Schnee. Der Miatgel ist gut, er bedeutet einfach das erwünschte Schneewetter, wo man dem unterhaltenden Spiele der fliegenden Flocken zusieht, ohne wegen dem Sturm ängstlich seyn zu dürfen. Dieser Miatgel wird vom Himmel erbeten, weil der Schnee überall gleichmäßig anlegt, und die rechten Schneebahnen macht. Da wird kein Zubemann im Wirthshaus ankehren, ohne vor dem Heiligenbild im Zimmer sich zu beugen, und seinen Dank für den prächtigen Schnee auszusprechen, der sich da segensreich vom Himmel herabläßt. — Schlimm, ja gefährlich sind die Samjots. Man nennt so die Art des Schneefiegens, wenn bei großer Kälte gefallener, also locker ausliegender Schnee, von einem starken Winde erfaßt und fortgeführt wird. Einige Klaster über dem Boden zieht er über alle Wege und Felder hin, wie ein ungeheurer Mückenschwarm. Da ein solcher Samjot oft mehrere Tage anhält, so gleicht der Schnee zuletzt einem feinen Eisstaub, der sehr empfindlich die Haut reizt, und den Augen wehe thut. Das gefährliche bei diesen Samjots ist der schräge, oder vielmehr wagerechte Flug des Schnees. An Säunen, Häusern, Bäumen und Sträuchern häuft er sich in hohen Massen, und entblößt anderwärts die Wege ganz von Schnee. Er ist der wahre Bahnverderber; er setzt so große Haufen Schnee zusammen, daß das Reisen sehr bedenklich wird. Ein kurzes Verweilen auf der Straße reicht oft hin, um förmlich unter einer Schneemasse begraben zu werden. Oder es verändern große Schneeberge die Richtung, wobei das Verirren und das Hinabstürzen in Schluchten sehr gewöhnlich ist.

Aber alle diese Schrecknisse sind nichts gegen eine Wiuga, wie die dritte, fürchtbare Art von Schneegestöber genannt wird. Diese ist in dem kalten, eisigen Rußland ein so gefürchtetes Ding, daß gar Nichts, weder Geld, Noth oder sonst ein Reiz,

stark genug wäre, während ihrer Dauer einen Menschen ins Freie zu locken. Um eine Vorstellung von diesem Sturm-Ungeheim zu bekommen, muß man vorerst sich eine Kälte von 25 bis 30 Grad vorstellen, wobei das Herz im Leib zittert. Diese Kälte ist die Tonart, aus der die Wiuga spielt. So lange die Luft heiter und ruhig ist; läßt es sich schon ertragen; Pelze schützen. Aber wenn dies kalte Luftmeer in rasche Bewegung geräth, wenn Woge auf Woge in brausendem Tempo sich jagt, als sollte kein Athem mehr übrig bleiben auf der Erde, wenn die Sonne sich verfinstert, und die Luft bis tief in den Aether hinein mit einer dunkelgrauen Dämmerung erfüllt ist, aus der spizige Eisnadeln in unerschöpflicher Menge beständig herabbrausen, und die gejagte Kälte durch Alles dringt: dann ist die Wiuga da und gießt Furcht und Zagen in alle Wesen. Der gängstete Wanderer erblickt bald keine Sonne oder freundliche Sterne mehr: alle Himmelszeichen verbergen sich. Endlich wird auch die Erde rebellisch, der Schnee vom Boden erhebt sich wirbelnd; Nacht und Dunkelheit umhüllt Alles. Nun ist für die Wanderer das Maas der Verzweiflung voll, ein weiteres Schreckniß läßt sich nicht denken. Das frische Ein- und Ausgehen des Athems ist gehemmt, das Blut erstarrt in der Brust, die Augen werden mit Eis vermauert, das Gehör mit Brausen betäubt, und dem Fuß der sichere Tritt entzogen. Glücklich, wer in Zeiten ein Obdach erreicht!

Aber dies ist in den großen Steppen selten. Steppen nennt man die unabsehbaren Grasebenen im südlichen Rußland, gegen das schwarze Meer und die Grenzen von Asien hin. Sie dienen den zahlreichen Viehherden zur Weide, und sind von sparsam angesiedelten Landleuten bewohnt; häufig auch von wandernden Völkern durchzogen. Dort wüthen die Schneestürme am heftigsten. Alle Thiere machen sogleich beim Ausbruch einer Wiuga kehrt um; die Schafe zuerst, dann Pferde und Ochsen. Die Schafe lassen sich wie Haarlocken vom Winde fortreißen, die Pferde rennen wie eine Heerde Zugvögel vor dem Sturm dahin. Tausendweise stürzen sie in Schluch-

ten, oder vom hohen Ufer ins Meer, und reißen ihre Hirten mit ins Verderben. Oft dienen ihnen die mächtigen Heuhaufen, die in den Steppen errichtet werden, und die in großer Anzahl beisammen stehen, zur Rettung; weil sie dahinter Schutz finden. Nur die Schafe sind auch da verloren; sie drängen sich wie wahnfinnig auf einander, daß sie ersticken, und da der stiegende Schnee beständig ansetzt, so bilden sie am Ende einen ganzen Berg von Leichen. Die Wiuga hat schon manchen reichen Mann arm gemacht! Ueberrascht sie eine Karawane Fuhrleute, und können diese kein Obdach oder einen schützenden Berg erreichen, so fahren sie auf einen Haufen zusammen, binden mehrere Deichseln aneinander, die sie wie ein Mastbaum in die Höhe richten, um den Ort anzuzeigen, wo sie verschneit sind. Dauert die Wiuga nicht zu lange, so retten sie sich auf diese Weise. Im Frühling, wenn der Schnee wegschmilzt, kommen in allen Thälern die Leiber der armen Thiere zum Vorschein, welche die Wiugen ums Leben brachten, zuweilen sogar ganze Karavanes von Zugthieren und Fuhrleuten, die einen trügerischen Schutz in den Thälern fanden, und darin verschneiten und erfroren. Eine Wiuga dauert von 1 bis 8 Tage, man rechnet, daß alle Winter bis zu einem Halbdutzend vorkommen. Die Thiere sollen eine Ahnung vom Beginn derselben haben, und unruhig werden, was oft zur Warnung diene. Uebrigens kommen sie schnell; es kann Mittags das schönste Wetter seyn, und Abends herrscht sie in voller Wuth. Man hat Beispiele, daß die Wölfe, ihrer Wildheit uneingedenk, sich alsdann in die Dörfer flüchteten, und mit den Hundten verkrochen. Am meisten wissen die Hirten von den Schrecken der Wiugen zu erzählen, und jeder von ihnen ist voll von den Jammergeschichten, die er mit seinem Vieh schon erlebte. Von allen Todesarten läßt sich keine schrecklichere denken, als wenn ein beißender Frost zuvor alle Glieder marternd durchzieht, bis der Lebensgeist den Leiden unterliegt.

Dem geneigten Leser wird es in der warmen Stube noch einmal so behaglich, wenn er so etwas liest. Macht er ab.

am Sonntag einen Gang durch die Flur, so gedente er des Gelesenen und spreche doppelt andächtig: „ich lobe mir, mein Dorflein hier.“

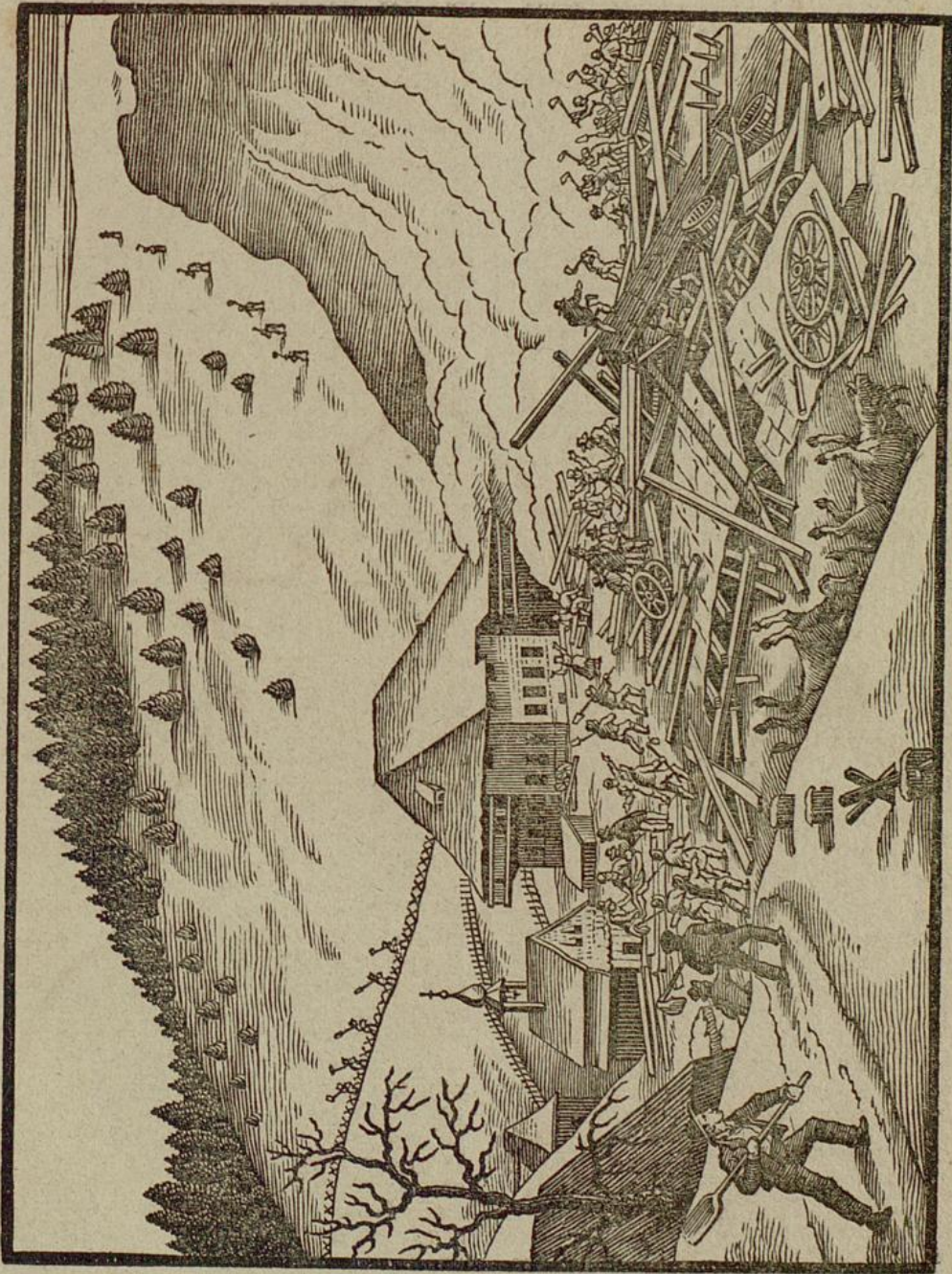
Von den Schneefällen.

(Mit einer Abbildung.)

Nun so arg, wie in Rußland, ist bei uns der Winter, Gottlob, nicht; aber seit Menschengedenken ist hierlands kein so beispiellos schneereicher Winter gewesen, wie vergangenes Jahr. Ueberall her hörte man von schrecklichen Unglücksfällen. Nach der Aussage alter Leute hat man eine solche Schneemasse seit dem Winter von 1788 nicht mehr gesehen. In den höhern Gebürgen war er 30 bis 40 Fuß hoch aufgetürmt, so daß er bis an die Spitzen der Tannen ragte. Die Straßenzüge waren an manchen Orten förmlich verstopft; Güterfuhrleute mußten daselbst ihre hochbeladenen Wagen stehen lassen, die dann gänzlich unterm Schnee begraben wurden. Das gräßlichste Unglück hat sich am 24. Februar v. J. zu Neukirch, Amtes Fryberg, zugetragen. Hier stand am Fuße des Steinenbergs, (eine Bergkuppe von mehr als 3000 Fuß Höhe,) im sogenannten Wagenthälchen, ein vereinzelter großer Bauernhof, von einer Familie wohlhabender, fleißiger Landleute, mit ihrem Gesinde, bewohnt. Martin Tritschler hieß der Eigenthümer, Vater einer zahlreichen, braven Familie. Samstag am 24. Februar, Nachts gegen 11 Uhr, löste sich von der steilen, kahlen Bergwand der Schnee plötzlich los, der dort an 10 Fuß tief lagerte, schob das große Haus im Fundament 16 Schritte weit bergabwärts, drang durch die Einfahrt, (welche bei den Schwarzwaldshäusern gewöhnlich dem ersten Dachboden in der Höhe gleich ist,) in das Haus hinein, drückte solches in allen seinen Räumen zusammen, und häufte grauenvolles Unglück über die Bewohner. 24 Personen, nämlich die Eheleute Tritschler, deren Schwiegermutter und 12 Kinder, (eines war auswärtig) die Tagelöhner Winterhalter'schen Eheleute mit ihren Kindern und einer Schwägerin, sodann zwei junge Bursche aus der Nachbarschaft, einzige Stützen betagter Eltern, waren unter dem

Dach vereinigt, als der Schrecken hereinbrach, und der kalte Todesengel unter sie trat. 17 Personen, worunter Martin Tritschler mit Frau, Schwiegermutter und 6 Kindern, die Winterhalter'schen Eheleute mit Schwägerin und Kindern, und die zwei erwachsenen Söhne des Nachbarn, verloren das Leben im Zusammenstürzen des Hauses. Fünf Kinder des Bauers und zwei des Tagelöhners, nun beklagenswerthe Waisen, gelang es zu retten, aber nur mit großer Anstrengung, und erst Sonntags früh, wo erst die etwas entfernten Nachbarn das Unglück wahrnahmen, weil sie das einzeln stehende Haus nicht mehr sahen. Zehn volle Stunden mußten die Lebendigbegrabenen in gräßlicher Todesangst harren, bis die Rettungsarbeiten gelangen. Eifrig kam die treue Nachbarschaft zur Hülfe herbei, um aus dem 20 bis 30 Fuß hoch aufgebäuften Schnee die Verschütteten hervorzugraben; (siehe die Abbildung) aber leider fand sie endlich nur sieben, denen noch Leben inwohnte, und dagegen 17 Leichname. Von jenen sieben starb später noch Eins an den erhaltenen Verletzungen. Mehr als 30 Stück Vieh, der Hausrath und sonstige Aufspeicherung gieng zu Grund. Ein einziger Augenblick hat Alles umgestaltet! Es ist der Herr, des' Wege im Sturm sind, sagt die Schrift. — Hier sey noch erwähnt, daß rege Theilnahme und milde Unterstützung sich von allen Seiten auf's Löblichste betätigte, und daß namentlich unser geliebter Landesvater seine stets hülfreiche Herzensgüte reichlich erprobte. — Er möchte ja so gerne die Thränen trocken, und jedes harte Schicksal mildern!

Auch aus fernen Landen, zumal aus der Schweiz und dem Tyrol, giengen klägliche Berichte ein. In manchen diesen Unglücksfällen zeigte sich recht wunderbar aber deutlich die schützende Hand Gottes. So war am Fernstein in Tyrol ein 76jähriger Greis, Johann Sterzinger, 35 Stunden lang unterm Schnee begraben, der sein Haus tief bedeckte, in dem er eben allein war, weil seine Leute gerade auswärtig dem Postwagen forthalsen. — An 180 Männer arbeiteten in der Schneemasse, ehe sie eine trichterförmige Oeffnung tief genug vollenden konnten, um das Dach des durch Schneefall bedeckten und zerdrückten Hauses zu ergrün-



den. Eine gewölbte Küche war stark genug gewesen, um dem Einsturz zu widerstehen. Darin hielt sich der alte Mann auf, oft dem Erstickten nah, bis die Befreier, und darunter zuerst sein Sohn, kamen. Als er wieder ans Tageslicht gebracht wurde, und die theilnehmenden, hülfreichen Nachbarn sah, die für ihn so viel gethan und gewagt, da kamen ihm, bewältigt vom Gefühl der Dankbarkeit gegen Gott und die Menschen, heiße Thränen. Rührend sind seine Erzählungen von den 35 in dunkler Abgeschiedenheit, und sozusagen in steter Todesangst zugebrachten Stunden. Er hatte sich fromm zum Tode vorbereitet, dabei aber sich nicht der Verzweiflung hingeeben, sondern das feste Vertrauen auf Gott und die eigene Geistesgegenwart behalten: und dies ließ ihn nicht untergehen. — Am Abend des 2. Februar, am Lichtmesttag, verrichtete die Familie des Bauersmann Joseph Hörhager im Zillerthale, vereint in ihrer Stube knieend, das Gebet, eingedenk der Gefahr, die jäher Schneefall bringt, als ein solcher vom hohen Gebürg herab auf das Haus stürzte und das Dach fortriß. Ein Felsenstück durchbrach den Oberboden der Wohnstube und fiel in die Stube, ihm nach eine Masse Schnee. Die Balken des Oberbodens brachen frachend herunter, und die Bedrohten zweifelten nicht mehr, daß ihre Wohnung ihr Grab werden würde. Die Vorsehung hatte es jedoch anders beschloffen, sie erhörte das kaum abgehaltene Gebet: „Herr, dein Wille geschehe,“ und erlöste die Vertrauensvollen von dem Uebel eines gräßlichen Todes. Die Balken waren nur von einer Seite heruntergebrochen und stemmten sich so an die Wand, daß darunter ein hohler Raum blieb, in dem die Geängstigten sich flüchten konnten. Rettung kam von den braven Nachbarn, unter Anleitung des würdigen Pfarrers; dankerfüllt gegen Gott konnten sie sich bald des neugeschenkten Lebens wieder erfreuen. An Gott nicht verzag, seine Hilfe kommt alle Tag!

Aus der Schweiz.

Im Graubündnerland ist auf einem der großen Berge, welche das Rheinthal begrän-

zen, das Dörfchen Göschen, wohl eines der höchstgelegenen bewohnten Orte in der Schweiz. Diese kleine Berggemeinde ist mutmaßlich in Pestzeiten entstanden, als die Leute in hoher reiner Vergnügung suchten; vom Thal aus, wenn die Sonne die auf grüner Alpe ruhenden Häuser vergoldet, gewährt es einen gar schönen Anblick; man muß unwillkürlich an ein frommes, zufriedenes Hirtenvölkchen denken, welches da oben abgeschieden von den Weltbändeln in Frieden lebt. Und so ist es auch. Denn alle Bewohner des Dorfes gehören nur zweien Geschlechtern an, die sich immer wieder untereinander verheirathen, und keinen Fremden zulassen. Der Familienälteste schlichtet die kleinen Händel; artet je ein Kind so aus, daß es sich einem solchen Ausspruch nicht unterwerfen will, so folgt die Entscheidung von der Cantonsobrigkeit. Zur Kirche gehen sie in den zunächst im Thal gelegenen Ort, Mayensfeld geheissen. Daheim aber tröstet der Älteste oder Nächste die Kranken, bereitet sie zur Ewigkeit vor, und tauft wohl auch in der Noth. Die Todten führt man nach Mayensfeld, und setzt sie den Gebeinen der vorangegangenen Väter bei. Trotz der Eintönigkeit der Gesichter, ist es ein schöner, fester Schlag Leute; Viehzucht und Jagd sind ihre Hauptbeschäftigung, denn der schnell abwechselnden rauhen Witterung wegen gedeihen Korn, Hirse, Gersten und Gartengewächse selten; selbst die Kartoffeln erfrieren öfters. Erst Anfangs oder Mitte May's schmilzt der Schnee weg, und im September kommt er schon wieder. Verliert sich einmal ein Fremder hieher, so verläßt ihn ein Hausvater keinen Augenblick; damit er in die kleine Kolonie keine schlimmen Lehren austreue; übrigens bewirchet man ihn sehr gastfreundlich mit Luchmilch, wie dort ein zu Schaum gemachter Rahm (Obers oder Sahne) genannt wird, wozu noch Zucker kommt. Man erzählt, daß die Mütter den jungen Kindern einen Strick anlegen, und sie anbinden, damit sie nicht den jähen Berg hinabrutschen; gewiß ist, daß die Männer Fußeisen anziehen müssen, wenn sie an den steilen Halden das Gras mähen. Und trotz diesen Mühseligkeiten sind die Leute vergnügt. Ja als Einige von ihnen den Vorschlag machten, ihre Felder

and ihr Gemeindsvermögen, wozu ein großer schöner Wald gehört, zu verkaufen, und sich in milderer Gegend einem andern Dorf anzuschließen, so ging der Vorschlag nicht durch, obchon sie viel Geld für ihr Eigenthum gelöst, und deshalb überall eine willkommene Aufnahme gefunden hätten. Die Liebe zur rauhen aber freien Heimath war mächtiger in den Herzen, als das Verlangen nach einem beiterern Aufenthalt.

Unfern von diesem Ort, in einem schönen Bergthal, hinter der Fürnisalpe, stand vor alten Zeiten das Dörfchen Stürvis. Jetzt ist keine Spur mehr davon vorhanden. Von diesem Dorf erzählt man folgende rührende Geschichte. Ein Bräutigam gieng im Winter von Stürvis nach dem Ort Mayensfeld hinab, um für die nahe Hochzeit Sachen einzukaufen, und hatte seiner Braut versprochen, noch am nämlichen Abend heimzukehren. Auf dem Rückweg überfiel ihn ein gewaltiges Schneegestöber. Seines Mädchens Sehnsucht kennend, strengte er seine Kräfte über Vermögen an, sich eine Bahn durch den tiefen Schnee zu brechen, und seine Zusage zu erfüllen. Allein leider vergebens! In tödtlicher Ermattung fiel er an einem Felsblock nieder. Unterdessen war seine Braut ihm entgegen gegangen; auch ihr Schwanden bald die Kräfte; sie suchte Schutz hinter demselben Felsen, erwartete dort den Geliebten, und entschlummerte. Am folgenden Morgen, als die Vermissten gesucht wurden, fand man das junge, schöne, bis in den Tod getreue Paar erstarrt, ihn jenseits, sie diesseits des nämlichen Felsens, wo sie beide, ohne daß eines des andern Nähe geahnet hätte, den Geist aufgegeben. Die Einwohner von Stürvis hielten dies traurige Ereigniß für einen Wink der Vorsehung, handelten mit den Mayensfeldern um das Gemeinderecht, wurden willig aufgenommen, und verließen ihr Dörfchen auf immer. Der verhängnißvolle Fels wird noch gezeigt; der Bote hat ihn gesehen. — Wehmüthig dachte er an die fast verschwundene Gottesfurcht der Vordorern, und an die feste bis in den Tod getreue Liebe reiner Herzen. Damals hieß es ihn Wahrheit:

„Was die Liebe hat versprochen,

„Hat die Treue nie gebrochen!“

Im Mayensfelder Bürgerbuch kann man

noch die Namen von den herübergekommenen Einwanderern lesen. Es war darunter ein Enderle; wir haben deren auch im Land.

In derselben Gegend, wo die Macht und Herrlichkeit Gottes sich in bewundernswerther Natur offenbart, liegt am Schluß eines schauerlichen Felsenthales die berühmte Heilquelle von Pfäfers, also nach einem nahen Kloster benannt. Es sind nun über 800 Jahre, daß ein Jägermann junge Raben aus ihrem Neste ausnehmen wollte, da wahrte er tief unter sich in finsterner Schlucht, wie aus dem himmelanstrebenden Gestein heißer Wasserdampf hervordringe. Er stieg hinab, und entdeckte eine Quelle, die reich und warm dem Felsen entströmte. Der Abt des nahen Klosters Pfäfers erkannte bald deren wundersame Heilkraft, und gründete ein Badhaus, das unzählich Leidenden frohe Genesung verschafft hat. Denn es ist ein preiswürdiges gottgesegnetes Wasser. Ganz rein wie der blaue Himmel, geheimnißvoll im Schoos der Erde gewärmt, belebt vom Hauch der frischen Naturkräfte, fließt es aus dem Felsenborn, kunstreich längs einer furchtbaren Steinwand, dem leibhaften Bild der Unterwelt, theils nach dem Badhaus, theils eine Stunde weiter nach dem freundlichen Orte Ragaz am Rhein geleitet. — Seit dieser Zeit hat ein jedes Jahr die Zahl der dankbaren Gemüther sich mehren sehen, (der Bote kennt auch einen) welche hier durch die Gnade Gottes Heilung von Körperleiden fanden. Das Kloster selbst ist eingegangen, mehr denn 1100 Jahre bestand es als Zeugniß vom frommen Sinn seines Stifters Pirminius, der von der Insel Reichenau, in unserm Großherzogthum, 12 Jünger hieher sandte, die finstere Waldung zu lichten, und den wilden, aber einfachen und gemüths vollen Bergbewohnern das göttliche Wort des Christenthums zu verkünden. Welch tiefen Eindruck mußte auf die freien Söhne des Waldes der Anblick machen von der ernsten, strengen Lebensweise der Klosterbrüder, ihrer Enthaltsamkeit, ihren Bussübungen, ihren Arbeiten, um Wildnisse zu lichten, und in Ackerfeld umzuwandeln. Dadurch kam in ihre Herzen Liebe, Ehrfurcht, Vertrauen zu der Christenlehre, welche den Menschen zu solch freudiger Hingebung beseleht. Dies war der große Segen

der Klöster in jenen Zeiten. Dermalen denkt man selten daran. — Von der Gründung des Klosters Pfäfers erzählt eine anmuthige Sage, daß es anfangs an einer andern Stelle des Thales erbaut werden sollte. Bei der Zurichtung des Holzes verwundete sich ein Zimmermann. Es flog eine weiße Taube herbei, nahm einen Spahn, worauf dessen Blut geflossen war, in den Schnabel, und trug ihn an den Ort, wo jetzt das Kloster steht. Der fromme Bischof achtete des Vorgangs als eines Anzeichens von oben, den Bau an dieser vom Vogel bemerkten Stelle vorzunehmen. Wer weiß, ob die Quelle so bald entdeckt worden wäre, wenn das Kloster einen andern Platz bekommen hätte. Die Wege der Vorsehung sind wunderbar. Wohl dem, der darauf hört! Jede gute Menschenbrust verschließt einen ahnungsvollen und sichern Führer!

Im Canton Graubünden, am großen Weg nach Italien, liegt auch der Marktflecken Thufis. Unfern von diesem Orte fängt die berühmte Straße an, welche kühn und kunstreich, eine sehenswürdige Schöpfung der Menschenkraft, durch die Schluchten und über die Höhen des Alpengebirgs, den sichern, stets fahrbaren Uebergang nach Italien gewährt. Es ist hoch zu rühmen, was der Gemeingeist der Bürger jenes Cantons für diesen herrlichen und höchst wohlthätigen Straßenbau an Opfern dargebracht hat. Die Unkosten betragen über eine Million Gulden, und diese haben sie unter sich zusammengesteuert, obgleich die Bevölkerung des Cantons lange nicht so groß ist, als die Hälfte eines einzelnen Kreises bei uns. Es ist ein schönes Beispiel von verständigem Bürgersinn, der zunächst an die Punkte der allgemeinen Wohlfahrt denkt. — In Thufis steht ein hübsches Rathhaus, und daran befindet sich folgende bemerkenswerthe Inschrift:

Du Richter! schaue zu, und beuge nicht das Recht,
Gott ist der rechte Richter, und du bist nur sein Knecht.
Schau' nicht die Menschen an, und nicht Geschenk
und Gaben,

Wenn du begehrst von Gott ein' Huld und Gnad'
zu haben.

Das Gold glänzet zu stark, und macht die Men-
schen blind,

Und der Gerechten Sach' verkehrt es oft geschwind.

Drum schaue nur auf Gott, der dies vergelten kann,
Und nehme sein Gebot als stete Richtschnur an!

Der Inhalt der Verse ist gewiß gut; Jeder, der in der Welt etwas zu sagen hat, möge sie beherzigen, dann wird es wohl stehen. — Ein Landsmann, der auf der Wanderschaft in Thufis arbeitete, und den der Bote daselbst traf, hat ihm den schönen Spruch abgeschrieben.

In der Stadt Basel soll man vor alten Zeiten an einem Haus gelesen haben:

Demuth hat mich lieb gemacht,
Lieb' hat mich zu Ehr gebracht,
Ehre hat mir Reichthum geben,
Reichthum thät nach Hochmuth straben,
Hochmuth stürzt in Elend nieder,
Elend gab mir Demuth wieder.

Der ehrliche Mann, der dies offene Bekenntniß an sein Haus schrieb, zeichnete darin wahrscheinlich seinen eigenen Lebensgang. Sein Herz ist im reichen Leben wenigstens nicht kalt und verknöchert geworden, obschon es leider darin von dieser Sorte so viele giebt, als wie Holzäpfel. Gar oft bleibt übrigens die Reue die natürliche Errungenschaft grauer Haare. Armuth und Mangel sind harte Geleitsmänner durchs Leben, aber lange nicht so peinliche, als wie die Herzensqualen manches Reichen, besonders wenn jener Abend anbricht, der für Alle kommen muß, oder jenes Morgenroth scheint, welches das letzte ist! Alsdann kann der Geizige nicht mehr zusammenscharren, weil Alles schwindet, wofür er sich hier mühte. Des Armen dürftiges Sterbelager erhellet dagegen der Lichtstrahl einer frommen Ueberzeugung, daß nun alle Plage aufhört, und die Frucht seines in Mühe und Arbeit verbrachten rechtschaffenen Lebens zu reifen beginne. Der Reichthum der Welt endigt in Eitelkeit, kummervolle Kämpfe der Jugend aber gehen in ewige Lichtgebilde über.

Das Leben und der Tod.

Ueber 300 Jahre vor Christi Geburt lebte in Griechenland ein König, Alexander genannt, der erste Kriegesheld aller Zeiten. Er starb im Alter von nur 32 Jahren; aber in den 12 Jahren seiner Regierung hatte er die größten Kriegszüge unternom-

men, von denen die Geschichte schreibt. — Er gieng übers Meer, machte dem großen persischen Reich ein Ende, und zog bis ins ferne Indien. Bis auf den heutigen Tag lebt sein Andenken bei den Völkern des Morgenlandes, und sie wissen wunderbare Geschichten von ihm zu erzählen. Nachstehende Sage hat ein guter Freund aus Arabien gebracht, wo er sie von einem alten Priester hörte; sie gleicht zwar einem feinen Märchen, wer aber darüber nachdenkt, wird den verborgenen Sinn wohl entdecken. — Nach einem anstrengenden Marsch durch öde Sandgegenden, wo die heißen Sonnenstrahlen ihre sengende Gewalt doppelt wirksam übten, gelangte einst der König Alexander mit seiner Armee Abends in eine liebliche, von einem Fluß durchströmte Gegend. Alexander beschloß, hier seinen ermüdeten Soldaten einige Zeit Ruhe zu gönnen. Eines Tages ritt er ganz allein aus, um eben diese schöne Gegend zu durchstreifen. Da gelangte er in ein Thal, worin ein gar klares Bächlein floß. Vom Durst geplagt, stieg er ab, um sich durch einen Trunk daraus zu erquickern, und fand das Wasser von einem solch erfrischenden Wohlgeschmack, wie ihm, dem König, noch gar kein Getränk im Leben vorgekommen war. Erstaunt blieb er lange am Ufer des Bächleins sitzen, von Zeit zu Zeit sich an der köstlichen Flüssigkeit erlabend. Da gewahrte er eine apfelartige Frucht, die auf dem Wasser daher geschwommen kam. Er fischte sie auf, aß sie, und fand den Genuß viel köstlicher, als alle Speisen, die ihm jemals vorgesetzt gewesen. Tief ergriffen von diesen wunderbaren Erscheinungen, beschloß er, in so weit dem Bächlein entlang zu reiten, bis er an den Baum käme, von dem diese Frucht ins Wasser gefallen seyn müsse. Er machte sich also auf den Weg, ritt stets dem Bächlein entgegen, bis er endlich an den Ausgang des Thales kam, wo mächtige Felsen zu beiden Seiten hereinragten, die nur einen engen Durchgang ließen, der aber mit einer erzenen Thür verschlossen war. Der König klopfte und begehrete Einlaß, denn er sey der König Alexander. Da antwortete eine Stimme von innen, es werde nicht aufgemacht, hier sey die Wohnung der Gerechten, und nicht der

wilden Krieger; hier gelte nur der Sieg über die Leidenschaften, und nicht der Sieg über Mitmenschen in blutigen Kämpfen. — Beschämt wollte der König wieder zurück reiten, doch zuvor bat er nur um ein Andenken, daß er seiner Armee beweisen könne, er sey an der Pforte der Gerechten gewesen. Da warf man ihm über das Thor etwas zu, das er aufhob, und für ein Stück von einem menschlichen Hirnschädel erkannte. Verwundert nahm er es mit, fand auch bald das Lager seiner Armee wieder, obgleich er später niemals mehr das Thal mit dem wunderbaren Bächlein entdecken konnte. Er erzählte nun sein Abenteuer, und wies das Stück vom Hirnschädel vor, ohne daß er etwas Auffallendes an diesem Geschenk zu erkennen vermochte. In der Umgebung des Königs befand sich ein weiser Greis, der sprach: o König, dieser Knochen, den du gering zu achten scheinst, hat vielleicht eine Eigenschaft, die dich in Erstaunen setzen, und dir eine große Lehre geben kann, sehe einmal zu, wie schwer sein Gewicht gegen Gold ist. Der König ließ eine Wage bringen; in die eine Schale legte man das Stückchen Schädel, und in die andere Gold. Aber so viel man auch Gold aufhäufen mochte, der wunderbare Schädelknochen zog doch noch immer schwerer. Da nahm der weise Greis eine Handvoll Erde, bedeckte damit das Bein in der Wagschale, und siehe, dieselbe hob sich sofort federleicht in die Luft, während die mit goldgefüllte flirrend zu Boden sank. In tiefem Staunen gewahrte der König das Ergebnis; da sprach der weise Greis: „Erkenne, o König, die bedeutsame Lehre: die Gedanken, Wünsche, Begehrenisse des Menschenkopfs, zumal eines Eroberers, sind unendlich, sind ohne Maas und Ziel, nie bekommt er genug, um die Gier zu stillen. Aber sobald das Leben aus dem Hirn weicht, und der Körper in der Erde ruht, da zeigt sich das Nichtigke aller irdischen Wünsche und Bestrebungen.“ — Der König fühlte die Lehre; er ward nachdenklich davon ergriffen. Bald darauf starb er mitten in seinem Siegeslauf; sein großes Reich zerfiel, und er mußte mit Salomon ausrufen: „alles unter der Sonne ist eitel.“ — Eines Weltbeherrschers stolzen Scheitel, und ein zitternd Haupt am

Vilgerstab, deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

Gott hört's.

Wenn meine lieben Leser den vormjährigen Kalender aufgehoben haben, so finden sie unter der Ueberschrift: „Gott hört's,“ die nachdenkliche Geschichte, wie ein Mann in Ungarn wissentlich einen falschen Eid schwur, und sich dabei vermaß, seine Enkel sollten blind auf die Welt kommen, wenn er falsch geschworen habe. Und dies war leider der Fall. Schmer hatte er sich durch den Meineid und die gottlose Rede versündigt; die Strafe blieb auch nicht aus. Die Enkel wurden blind geboren, und der Mann verfiel in Armuth und Jammer. — Versuche den Herrn, deinen Gott nicht; mißbrauche nicht seinen heiligen Namen! Ein weiteres Beispiel von solcher Sünde und Strafe meldete zu Anfang des Jahres 1844 die Petersburger Zeitung, und zwar nach einem amtlichen Bericht, also in vollkommener Glaubwürdigkeit: In dem Regierungsbezirk Olonez, vom großen russischen Reich, liegt die Stadt Kargopol. Bei dieser Stadt ist ein großer Fischfang, den mehrere Fischer in Pacht genommen haben. Von einem dieser Fischer kaufte ein Bauer, der zur Zeit der Fasten auf dem Lande mit Fischen handeln wollte, an 3 Centner Fische, entfernte sich aber heimlich, ehe er die Zahlung dafür berichtigt hatte. Der Fischer verfolgte ihn, und belangte den ungetreuen Käufer vor Gericht. Der Bauer läugnete anfangs die Schuld; auf die Ermahnung des Richters erklärte er sich endlich zur Zahlung bereit, wenn der Fischer auf das Kreuz schwöre, daß er erblinden wolle, wenn er dies Geld unrechtmäßiger Weise annehme. Die Händler sind oft gleich mit hohen Worten bereit; sie denken damit den Leuten Sand in die Augen zu streuen! — Inzwischen konnte der Fischmann mit gutem Gewissen den verlangten Eid ablegen. Der Bauer bezahlte nun, um sich aber weiß zu brennen, behauptete er auch beim heiligen Kreuzes-Zeichen, er zahle jetzt zweimal und wenn er lüge, so solle er blind werden. Hierauf machte er sich

mit einem Schlitten, es hatte Schnee, auf den Weg, um auf dem Lande die Fische zu verkaufen. Aber, was geschah? Auf einmal erblindete er an beiden Augen, und konnte auf der Straße nicht weiter. Superkluge Leute mögen denken, es sei die Wirkung der Kälte, besonders nach lebhafter Erregung, gewesen oder könne vom Schneeglast hergekommen sein: wir wollen nicht streiten; wunderbar und nachdenklich bleibt stets das Ereigniß. Genug, in dem elenden Zustand eines Blinden traf den Bauer auf dem Felde ein Fuhrmann aus seinem Orte an, lud ihn auf den Wagen, band den Schlitten mit der Waare an, und brachte ihn so in seine Wohnung. Hier bekannte der Unglückselige vor dem Geistlichen und seinen Mitbürgern, er habe den Fischer nicht bezahlt gehabt, somit habe er einen falschen Eid geschworen, und noch weiters eine schwere Versündigung auf sich geladen; die Strafe sei auch nicht ausgeblieben; er diene jetzt dem ganzen Orte zum traurigen und warnenden Beispiel. — Denkt auch an diese Geschichte, so ihr zum Schwören berufen werdet. —

Die würdige Sonntagsfeier.

Vor hundert Jahren lebte in Leipzig der Professor Gellert, ein liebevoller, menschenfreundlicher Mann, den wahre Gottseligkeit beseelte. Er hat viele treffliche Schriften verfaßt, die unendlich viel Gutes im Herzen der Leser stifteten. Von ihm ist auch das schöne Kirchenlied, „Wie groß ist des Allmächtigen Güte.“ Sein Andenken verdient hoch in Ehren gehalten zu werden. Er war ein eifriger Freund des öffentlichen Gottesdienstes. Schon als Knabe und Jüngling, so wie sein ganzes Leben hindurch, besuchte er denselben sehr gewissenhaft und mit Andacht. Ueber die würdige und gesegnete Feier des Sonntags äußerte er folgende goldene Worte: „Wir gehen“, sagte er, „mit dem Sonntage zu leichtsinig um, und ich bin überzeugt, eine frömmere Anwendung desselben ist zum Wachstume in der Religion und Gottseligkeit ein unentbehrliches und zugleich das beste Mittel. An diesem Tage sich von seinen Geschäften losmachen, sein Herz prüfen, zum

Himmel erheben, es mit den Wahrheiten des Glaubens nähren und stärken, heißt: es auf die ganze Woche stärken, und sich zur rechtschaffenen Ausübung seines Berufes rüsten. Wer den Sonntag wohl anwendet, der kann nicht leicht die übrigen Tage übel zubringen. Wer ihn hingegen schlecht anwendet, wie kann der glauben, es sey seine Pflicht, die andern Tage gut anzuwenden? Vergiß an diesem Tage die Kleinigkeit der Erde! Weihe dich ganz der Religion und dem Himmel! Empfunde die Wohlthaten Gottes, das Glück frommer Freunde und ihrer Gespräche, die Freuden der Natur und ihre Wunder! Bete, denke, erforsche dein Herz, dein Gutes, deine Schwachheiten und bemerke die Hindernisse deiner Tugend! Erkenne, daß du von Gott allein die Kräfte zu deiner wahren Wohlfahrt hast. Suche sie demüthig von ihm, und sey dankbar für die, welche du empfängst. Wir vergessen gar zu leicht unsere Schwachheiten und Unwürdigkeit unter dem Getümmel der Geschäfte und Angelegenheiten des Lebens, wenn wir nicht eine Zeit festsetzen, unser Unvermögen und die Macht und Güte Gottes, unsere Unwürdigkeit und die Macht und Hoheit Gottes zu erkennen. Diesem Geschäfte soll der Sonntag gewidmet seyn. Er ist der Tag des Gottes und der Ruhe, worin die Seele allein ihr wahres Glück findet.“ — Gedenket, lieben Leser, dieser herrlichen Ermahnungen, ihr Befolgen bringt Euch gewiß Segen.

Ein frommer Betrug.

Es sind jetzt gerade 40 Jahre, daß in England ein alter Pfarrer lebte, der in der ganzen Gegend als ein wahrer Heiliger verehrt ward. Reich von Haus aus, und mit einer einträglichen Stelle versehen, konnte er allezeit seinem Wohlthätigkeitsinn genügen, den selten ein Menschenherz, zumal unter den Reichen, so innig empfand, wie das seine. Als ein ächter Christ war er ein hilfreicher Freund der Armen, ein Tröster in jeder Noth, und nur im Wohlthun vergnügt. Denn für sich selbst brauchte er wenig; er lebte nicht den Freuden der Welt, sondern den Tugenden des Himmels. Im Laufe der

Zeit waren nach und nach seine nächsten Blutsverwandte mit Tod abgegangen, nur entfernte Verwandte, die er kaum kannte, pflastern auf sein reiches Erbe. Da diese übrigens selbst im Wohlstand sich befanden, so meinte er, es sey besser, wenn er sein Vermögen zur Erleichterung der Dürftigen und Bedrängten bestimme. Darüber dachte er sich einen Plan aus zur Gründung einer Unterstützungskasse für Landleute, und zur Versorgung von Waisen; als er damit im Reinen war, ließ er den Notarius und Zeugen kommen, und darnach seinen letzten Willen aufsetzen. Der Notarius war ein junger, gar braver Mann, vom Pfarrer früher als armer Knabe aufgenommen und erzogen. Er hatte ob seiner Rechtschaffenheit und besondern Geschicklichkeit in der Gegend großes Zutrauen, eine gute Praxis, und sich bereits ein schönes Vermögen erworben. In England sind die Notare besser daran, wie hierlands; ihre Schreibstuben sind nicht in den Dorfwirthshäusern. Das Dintenfaß und Schoppenglas sollten nie beisammen stehen. — Als die Leute nun im Pfarrhof versammelt waren, gab der gute Pfarrer seinen Willen wegen den Unterstützungen kund, und der Notar schrieb ihn vor den Zeugen nieder. Ehe er noch ganz fertig war, wurde der Pfarrer zu einem kranken Greisen abgerufen, der sehnüchtig im letzten Stündlein nach seinem Seelenhirten verlangte. Der fromme Pfarrer machte sich ohne Säumniß auf den Weg, empfahl aber zuvor dem Notar, die leztwillige Schrift vollends fertig zu machen, von den Zeugen unterschreiben zu lassen, und dann ja seiner Rückkehr zur Unterschrift zu harren, denn es komme ein Gefühl über ihn, als ob sein Scheidestündlein auch nahe sey. Es geschah, wie es der gute Herr verlangte; als der Notar fertig war, unterzeichneten die Zeugen unbedenklich, giengen fort, und der Notar wartete allein auf die Heimkunft des Pfarrers. Die Zeit vergieng, der Abend brach an, aber der Pfarrer kam nicht. Er war bei dem Kranken geblieben, der zum letzten Dienst begehrt hatte, daß ihm der Pfarrer, den er unaussprechlich liebte, die Augen schliesse. — Also gieng endlich der Notar, welcher noch ein dringendes Geschäft besorgen mußte,

auch fort, nahm das Testament mit, und wollte am frühen Morgen wieder erscheinen. Aber wie schwer fiel es ihm aufs Herz, als er mit Tagesanbruch vernahm, der gute Pfarrer sey in der Nacht plötzlich verschieden! der Dienst am Krankenbett des ihm werthen Greisen, der gleichen Alters und von Jugend an ihm zugethan gewesen, mochte ihn tief bewegt und zur Abberufungsstunde ganz vorbereitet haben. Bitter Selbstvorfürfe peinigten den Notar; er wußte, wie lieb dem Pfarrer die Absicht mit den frommen Stiftungen gewesen, und nun sollte durch seine Schuld den Armen die Guttat entgehen, der Lieblingswunsch, ja der Wille des ganzen Lebens seines Wohlthäters unerfüllt bleiben, und das schöne Vermögen kalten gleichgültigen Fremden zufallen! Da dachte er, es würde keine Sünde vor Gott seyn, wenn er die fehlende Unterschrift des Pfarrers durch kunstreiche Nachahmung beiseze. Er hatte jeweils Briefe vom Verstorbenen erhalten, somit waren ihm dessen Schriftzüge wohl bekannt, auch gelang es ihm, den Namen so täuschend unter das Testament zu schreiben, daß Niemand den frommen Betrug gewahrte. Das Testament wurde zu Gunsten der Armen vollzogen, wenn gleich die reichen habfüchtigen Verwandten sich ärgerten, daß ihnen der fette Brocken entgieng. Bei Erbschaften lernt man die Menschen kennen; die Reichen sind selten die manierlichsten!

Es vergiengen mehrere Jahre; der Notar stieg an Ansehen und Vermögen, hatte eine treffliche Gattin bekommen, und lebte seelenvergnügt in den Rosenzeiten einer glücklichen Ehe. Da machte er mit seiner Frau eine Lustreise nach einem berühmten Badeort. Eines Abends, beim Spazierengehen, setzten sie sich auf eine von Gebüsch umgebene Bank, sahen der Pracht eines schönen Sonnenuntergangs zu, und erzählten sich aus bewegter Brust Erinnerungen ihres Lebens. Ein gutes Menschenherz wird stets beim Anblick herrlicher Naturscenen, zumal der scheidenden Sonne, zu frommen, aufrichtigen Empfindungen gestimmt; es kommt über Einen wie ein Wehen von Jenseits. So mochte der Notar besonders an den guten Pfarrer und an den Dank und Segen der Armen gedacht haben, die ihm hinüber

gefolgt sind, wie die purpurbesäumten Wolken der untergehenden Sonne; genug, er erzählte seiner Frau die ganze Geschichte des frommen Betrugs mit dem Testament. — Das trauliche Paar merkte nicht, daß ihnen ein Herr zuhörte, welcher seither auf der andern Seite der Bank im Gebüsch Platz genommen hatte. Durch einen jener wunderbaren Spiele des Zufalls, oder eigentlich durch eine uns unerklärliche Schickung der Vorsehung, denn es giebt keinen Zufall, mußte dieser Herr zur Verwandtschaft des verstorbenen Pfarrers, die ums Erbe kam, gehören, und der Vater eines Menschen seyn, der früher um die Hand der Notarsfrau emsig geworben hatte, aber wegen ungünstigem Leumund abgewiesen worden war. Der Vater hatte deshalb noch einen Extragroll auf den Notar. Darum zeigte er sich nun ganz boshaft vergnügt, daß er den Notar verderben könne. Er bedrohte den Notar sofort mit der Kriminalklage, und verschmähte grausam dessen Anerbieten, aus seinem Vermögen den vollen Werth der Erbschaft mit Zinsen herzugeben. Bei der Klage hätte nun der Notar läugnen, und sich auf die Zeugen berufen können, aber nein, als redlicher Mann zog er vor, dem Richter den ganzen Hergang offen zu erzählen. Jetzt kam er in Arrest; denn kurz zuvor war ein Gesetz verkündet worden, welches auf jede Fälschung öffentlicher Urkunden die Todesstrafe setzte. In einem Handelsstaat, wie England, beruht gar Vieles und Großes auf Treu und Glauben; dort wurde früher Einer gehenkt, wenn er nur so viel gestohlen hatte, als der Strick kostet, den man zum Henken braucht. — Mit schwerem Herzen mußten die Richter den armen Notar zum Tod verdammen, aber einstimmig baten sie den König, es war der gute, treffliche König Georg III., (ein fürstlicher Menschenfreund auf dem Thron wie Carl Friedrich, sie haben einander wohl gekannt!) um Gnade und Nachsicht. Wehmüthig gedachte der König der Gebrechlichkeit aller menschlichen Dinge, und wie Er das Ansehen des strengen, aber notwendigen Gesetzes aufrecht erhalten könne. Also begnadigte Er heimlich den Notar; ließ aber öffentlich verkünden, er müsse sterben, soll aber, um seine Familie

zu schonen, mit verhülltem Haupte früh Morgens hingerichtet werden. So kam's; statt des Notars wurde jedoch ein verurtheilter Mörder zum Tode geführt, den Notar aber brachte man heimlich auf ein Kriegsschiff, denn der König, der wie alle edle Gemüther nichts halb that, hatte ihm dort unter fremdem Namen eine Anstellung bei den Seesoldaten gegeben. Und dies war gut; ach, das feste Land der Erde konnte dem bejammernswerthen Notar kein Bleiben mehr gewähren. Sein schönes Vermögen bekam theils die böse Verwandtschaft zum Ersatz, theils fraß es der Prozeß, der in England noch viel theurer zu stehen kommt, als hier zu Land, wo die Advokaten auch nicht mager werden. Dies ließe sich übrigens verschmerzen; aber die Frau war vor Schrecken in Wahnsinn gefallen und gestorben; dies blieb unersehnlich! — Zwei Jahre diente der Notar tapfer in den damaligen Seekriegen gegen Frankreich; er betrat den Erdboden nicht mehr, war in den Seeschlachten stets einer der Muthigsten; er suchte den Tod, und fand ihn endlich durch eine französische Kugel, geliebt von seinen Kampfgenossen, und hochverehrt als angesehener Offizier. Auf seiner Brust fand man das Bild seiner Frau, und ein Blättchen, worauf stand: „Thue auch aus bester Absicht nichts Unerlaubtes, denn du bist nicht Herr der kommenden Stunden und Fügungen.“

Das Schicksal des armen Notars ist thranenwerth, und der Verlauf der ganzen Geschichte könnte Einen zu wunderlichen Gedanken bringen. Aber in den Schickungen Gottes soll der Mensch nicht richten. Am besten bleibt, wenn man stets redlich handelt, und keinen Finger breit vom rechten Weg abweicht.

Erinnerungen aus alter Zeit.

Wenn der Kaiser Ludwig der Fromme (er lebte vor bald tausend Jahren) Einem ein Amt ertheilte, pflegte er ihm dabei zu sagen: „Siehe nun zu, was du thust; du bist nicht der Menschen, sondern Gottes Diener, und wie du mit Andern handelst wirst, wird mit dir gehandelt. Bei Gott

ist kein Ansehen der Personen, er ist Jedermanns Gott, und hat uns lediglich darum erhöht, daß wir die Armen wider die Reichen und Gewaltigen schützen, nicht daß wir uns bereichern sollen mit ihrem Fleisch und Blut. Der Kern christlicher Religion geht dahin; denn der Armen ist das Himmelreich, von denen müssen es die Reichen und Gewaltigen erkaufen. Gott nennt sich einen Vater der Wittwen und Waisen, einen Beschirmer der Armen, und danach müssen wir auch von unserer Regierung Rechenschaft geben.“

Ludwig der 12te, König von Frankreich, wegen seiner milden Regierung „Vater des Volks“ genannt, (er ist Anno 1515 gestorben,) hatte vor Antritt seiner Regierung sehr viele Feinde, die ihm mancherlei Leids zufügten. Als er nun König ward, ließ er die Namen seiner einstigen Widersacher in ein Register bringen, und setzte zu den Namen ein schwarzes Kreuz. Als dieses ruckbar wurde, entflohen diese ehemaligen Feinde, weil sie glaubten, das Kreuz bedeute, daß der König ihnen nach dem Leben trachten werde. Als der gute König dieses erfuhr, ließ er die Flüchtigen zurückrufen und ihnen sagen: „er sey nicht zornig auf sie, und verschere sie seiner Gnade; das Kreuz habe er nur beigelegt, um sich an das Kreuz Christi zu erinnern, und dessen Beispiel nachzuahmen; denn unser Erlöser habe vom Kreuz herab für seine Verfolger gebetet, und gesprochen: Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“

Alte Sprüche.

Rede wenig, rede wahr,
 Lehre wenig, zahle baar.
 Fürchte Gott, und sey verschwiegen,
 Was nicht dein ist, das laß liegen.

Von den Arbeitern in den Kohlen- gruben und Fabriken in England.

(Mit einer Abbildung.)

In England ist der Reichtum zu Haus;
 nicht bloß über der Erde in den Geldfisten,

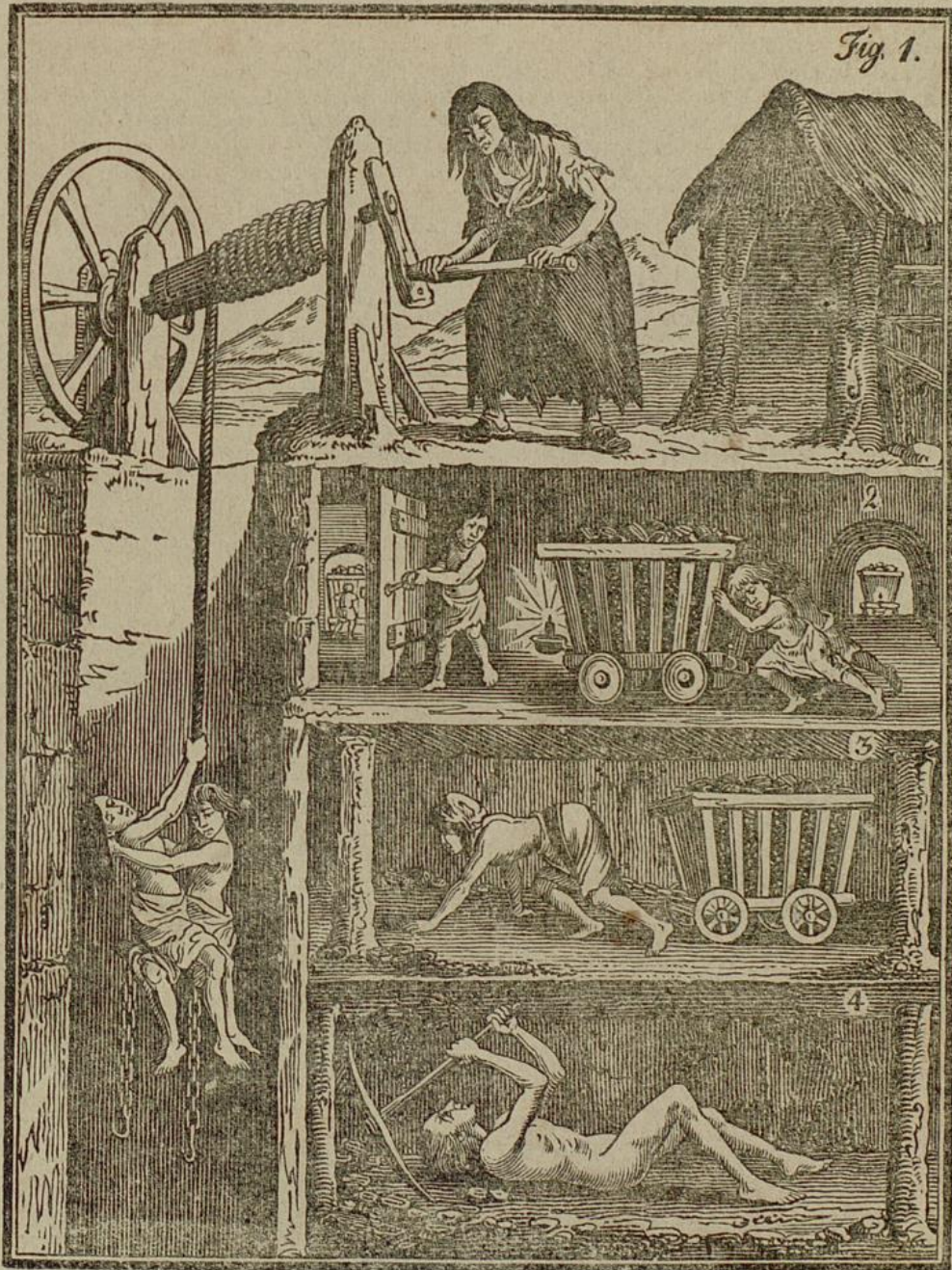
sondern fast mehr noch unter der Erde, in den Schätzen an Steinkohlen, Eisen, Zinn und sonstigem Mineral; Schätze, die in Jahrtausenden noch nicht ausgeschöpft werden. Aber wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten! Neben dem prangenden Reichthum wohnt die bitterste Armuth! Die Arbeiter in den Fabriken und in den Bergwerken sind beklagenswerthe Menschen, während ihre Arbeit den Reichthum einiger wenigen mehrt, gehen sie an Körper und Geist im mühseligsten Leben zu Grund. Folgendes giebt hierüber wehmüthigen Bericht.

Nebenstehende Abbildung zeigt die manichfachen Drangsale in den Kohlengruben, wo jene Leute, vom Kind von 5 Jahren an bis zum gestandenen Mann, die allersauersten Arbeiten verrichten. In Figur 1 sieht man, auf welche Weise die armen Wesen, fast unbekleidet, in die Gruben hinabgehaspelt werden. Morgens gleich nach 2 Uhr fängt in der Regel die Arbeit an, und dauert gewöhnlich bis 4 Uhr Mittags, wo Feierabend gemacht wird. Der kleine Arbeiter wird daheim Morgens um 2 Uhr geweckt, dann empfängt er sein Essen, ein Stück Brod und Kaffee in einem steinernen Krug. Damit läuft er eilig an seinen Platz in den Gruben, und giebt Acht auf das Rollen der Karren; so wie sich einer nähert, muß er die Thür, Treppe genannt, öffnen, eine Vorkehrung, die wegen den bösen Dünsten nöthig ist, die in den Bergwerken sich entwickeln. Zwölf Stunden muß der kleine, höchstens 5 bis 6 Jahre alte, Wächter hier aushalten, in dunkelster Einsamkeit, die nur durch die schwachen flackernden Lichterchen der vorüberfahrenden Karren zuweilen erhellt wird. Aber wehe ihm, wenn er der Müdigkeit, der Langeweile erliegt und einschläft; die Aufseher, welche stets die Runde machen, wecken ihn mit harter Züchtigung, denn die Gefahr des Erstickens muß durch seine Händchen von den Arbeitern abgehalten werden. Die kleinen Karrenschieber sind noch übler daran; sie sind vielleicht ein paar Jahr älter, müssen aber die schweren Karren, worauf 6 bis 8 Zentner Kohlen liegen, mit großer Anstrengung fortschieben, oder gleich den Lastthieren fortziehen, und zwar müssen sie in diesem Fall ganz wie die Thiere auf allen Vieren kriechen, weil

die unterirdischen Gänge zu niedrig, gewöhnlich nur 3 Fuß hoch, sind. Eine eiserne Kette wird mittelst eines ledernen Gürtels um den Leib befestigt, und zwischen den Beinen durchgezogen, um die schweren Kohlenwagen fortzubringen. In Nro. 2 und 3 der Abbildung ist dies treulich dargestellt. Zu den beschwerlichsten Arbeiten werden vorzugsweise kleine Mädchen genommen, weil diese folgsamer und fleißiger als Buben sind. Vom zarten Alter an arbeiten sie so in den Gruben, oft bis an die Kniee in Schmutz und Wasser stehend, damit verdienen sie des Tags 20 bis 24 Kreuzer! In Nro. 4 sieht man die eigentlichen Bergknappen, welche die Steinkohlen loshauen. Wegen der Hitze in den tiefen Gruben sind sie oft ganz unbekleidet. Dies sind nun starke Männer, die mit dieser sauren Arbeit monatlich etwa 40 bis 45 fl. Lohn erwerben. Ob bei uns die Tagelöhner mit ihnen tauschen möchten? der Bote glaubt's nicht! das Arbeiten in frischer Luft, unter Gottes blauem Himmel, im Licht der Sonne oder der Sterne, ist herzerhebender, als das trübselige Abmühen im dunkeln Schoos der Erde. Ganz beweinenwerth ist das Loos der armen, in den Gruben verwendeten Kinder. Viele von ihnen kennen kaum den Namen Jesus, wenigstens wissen sie nichts von seiner Bedeutung; das Vaterunser ist ihnen eben so unbekannt. Und neben diesen Winkeln des unsäglichsten Elends schlägt die reiche Eitelkeit ihr prachtvollstes Pfauenrad!

Auch das Loos der Fabrikarbeiter in den großen Städten ist ein trauriges. Stockt der Absatz, so stockt der Verdienst, und wovon dann leben? Die Fabrikherren lassen alsdann nicht arbeiten, und es müssen die Arbeiter unfreiwillig feiern. So wie manche Fabrikherren lieber haben, als geben, und stets vom Stamm „Nimm“ sind, so vergessen in guten Tagen auch viele Arbeiter, daß Sparsamkeit seyn muß, und daß sie der Fürst, wie der Bettler nöthig hat. Darum liest man so herzerschütternde Berichte von der gräßlichen Noth, die eine solche Fabrikbevölkerung zuweilen heimsucht. In der großen Fabrikstadt Leeds fand man 20,000 Arme. Im Bericht der Armen-Commission heißt es: „Wir sind bei unsern Besuchen oft genöthigt gewesen, auf den Knien zu schrei-

Fig. 1.



ben. Es fehlte an jedem Geräthe, das Buch darauf zu legen; vier feuchte Wände und ein Lager von modrigem Stroh waren meistens das Einzige, was den Ausdruck Wohnung begründete.“

Unser deutscher Bauernstand mit seinem festen Hausbalt, zu dem auch Knecht und Magd wie Familienglieder gehören, diese Mittelpunkt häuslicher Kreise, dieser Halt für's Leben, dies fehlt in England. —

Denken und Thun.

Zuerst denken, dann thun; — dies ist die wahre, verständige Handlungsweise. Aber wie oft wird dagegen gefehlt; daher das beherzigenswerthe Sprichwort:

Vorgethan, und nachher gedacht,
Hat Manchen in groß Leid gebracht.
Gewiß sind viele meiner lieben Leser schon in dem Fall gewesen, daß sie selbst zu sich sagten: „Hätt' ich es bedacht und überlegt, so hätte ich dies und das nicht gethan.“ Dies gilt besonders vom Horn; aber auch von der Dummheit, die nicht denken mag. Letztere ist eigentlich eine Art Faulheit; wer seinen Verstand nicht übt, der bleibt in den Geisteswerken so ungeschickt, wie der Träge in den Körperbandhierungen. Lehrt daher eure Kinder vor allem nachdenken, ehe sie Hand anlegen: denn dies ist was den Menschen zieret. Alsdann wird es ihnen nie ergehen, wie jenem denkfaulen Knecht. In der Nähe einer Stadt war es gebräuchlich, daß die Leute sich ihr Schuhwerk in der Stadt schon fertig kauften, denn eine besonders gute Schuhfabrik bestand daselbst. Jedermann hielt sich einen Leisten, den er nur in der Fabrik vorzeigte, und sich alsdann unter viel tausend Paar Stiefeln und Schuhen die passenden aussuchte. Ein Pächter sandte seinen Knecht zur Stadt, um ihm Stiefel zu holen. Er gab ihm seinen Leisten mit, und da er sah, daß der Knecht sehr zerrissene Stiefel an hatte, sagte er ihm weiter: „nehme auf meine Rechnung auch ein Paar für dich mit, denn in den alten läufst du mir zur Schande einher.“ Der Knecht gieng, richtete pünktlich die befohlenen Aufträge in der Stadt aus, nur für sich selbst brachte er keine Stiefel mit. Als

ihn sein Herr darüber zur Rede stellte, entschuldigte er sich, „er habe vergessen, seinen Leisten mitzunehmen.“ Freilich ward er sehr ausgelacht, weil er nicht bedacht habe, daß seine eigenen Füße die Stelle des Leistens hätten versehen können: aber paßt es nicht auch geschiedten Leuten, daß sie manchmal handeln, als ob sie keinen Kopf hätten? Darum zuerst denken, dann thun.

Die edel denkende Jüdin.

Eine Judenfrau in der polnischen Stadt Krakau verliet Geld auf Pfänder. Einst brachte ihr eine Frau ein mit Silber beschlagenes Gebetbuch. Die Jüdin besah es, und fragte die Ueberbringerin, warum sie gerade ein Gebetbuch versehen wolle. „Es ist mein einziger Reichthum,“ sagte sie, „und meine Kinder haben seit gestern kein Brod.“ „Wie viel willst du haben?“ fragte die Jüdin. „Wenn ich zwei Gulden geliehen erhalte, so würde ich so lange auskommen, bis mein Mann, der Leinwand nach Deutschland führt, nach Hause zurückkehrt,“ sagte die arme Frau.

„Da sind zwei Gulden,“ sprach die Jüdin, „und dein Buch; ich würde mich versündigen, wenn ich dich verhinderte, zu deinem Gott zu beten. Bist du ehrlich, so wirst du mich ohne Pfand bezahlen!“ — Solche Handlungen trösten über viele Künste und Mittel, welche manche Juden anwenden, um das arglose Landvolk zu beschwären und in Schaden zu bringen. Sie kennen die Welt, sie wissen gar oft die Gierigkeit zum Kauf zu locken, die Augen zu blenden, und den Sinn des Landmanns zu bethören.

Ein Dürftiger sprach einen Wohlhabenden um ein Darlehen an, wurde jedoch mit harter, böser Rede abgewiesen. Da antwortete er ganz passend: „ich bin eures Geldes, aber nicht eurer harten Rede bedürftig, wenn Ihr mir nicht helfen wollt, so behaltet Beides.“

Von der Eisenbahn.

Auf der Eisenbahn fährt man nun lustig von Mannheim und Heidelberg bis Offen- burg und Kehl; und in diesem Jahr noch bis Freiburg im Breisgau, und im nächsten bis Basel. Viele meiner lieben Leser haben es gewiß schon selbst versucht, und wissen aus eigener Wahrnehmung, wie schnell man vom Fleck kommt, und wie die Einrichtungen beschaffen sind. Letztere sind auch früher in diesem Kalender beschrieben worden. Es gleicht einem Wunder, wenn man sagt, Eiser, der Morgens früh von Offenburg nach Mannheim fährt, kann Abends wieder da- heim in Offenburg seyn, und hat noch drei Stunden Zeit gehabt, um seine Geschäfte in Mannheim zu besorgen. Es sind 65 Stunden Wegs hin und her. Wer hätte dies vor ein Paar Jahren für möglich ge- halten? Aber die ganze Einrichtung kostet auch viel Geld! Die Bahnbaukosten betra- gen im Durchschnitt für eine Wegstunde an 390,000 Gulden. Dabei ist auch der Ankauf des Bodens, die Kosten für Brücken und sonstige Uebergangswerke gerechnet. Die Bahn, wenn sie bis gegen Basel fertig ist, durchzieht 123 Gemarkungen, in welchen von ungefähr 14,000 Eigenthümern Grund- stücke erworben werden mußten. Von Mann- heim bis zur Schweizergränze waren 2915 Morgen Gelände erforderlich, die über drei Millionen Gulden kosteten. Davon ist nicht Alles für die Eisenbahn gebraucht worden; es sind an 1200 Morgen an abgerissenen Stücken dereinst wieder zu verkaufen. Der Ankaufspreis für den Morgen stellt sich im Durchschnitt auf 950 fl. Am billigsten ka- men sie zwischen Mannheim und Heidelberg, am höchsten zwischen Dos und Appenweier. Die Bauverwaltung lobt die Bereitwillig- keit, mit der ihr die Gütereigenthümer in der Regel entgegengekommen sind. Nur in 19 Gemarkungen gab es Berufungen ans Amt. Von Freiburg bis aufwärts Schlien- gen haben sämmtliche Gütereigenthümer in 17 Gemarkungen den Angriff ihrer Güter vor ermittelter Entschädigung freiwillig zu- gestanden, und so den Beginn der Arbeiten wesentlich gefördert. Dies verdient alles Lob.

Ein großer eiserner Dampfwagen (Loco- Hinf. Vöte 1845.

motiv), welcher vorausfährt, und die an- dern Wagen nachzieht, kommt auf fünf und zwanzig bis dreißigtausend Gulden zu ste- hen. Früher wurden diese künstlichen Ma- schinen alle aus dem Auslande bezogen, jetzt werden sie gleich gut im Lande gemacht. Die lieben Leser merken nun wohl, daß die ganze Einrichtung viel Geld kostet. Die Regierung hat dafür ein großes Anleihen, oder bedeutende Schulden, machen müssen. Es wird sich dies wieder einbringen; Zeit ist auch Geld, und jetzt wird wenigstens viel Zeit erspart. Aber in manchen gewohnten Verkehrsverhältnissen wird es anfänglich mit empfindlichen Störungen begleitet seyn; da- für werden sich andere Erwerbswege öffnen. Der Strich Landes, den die Eisenbahn durch- zieht, ist von etwa 500,000 Menschen be- wohnt. Diese haben die Annehmlichkeit und den Vortheil am nächsten. Der Kalender- mann meint, es gieng in einem hin, wenn man noch etwas mehr Geld aufnehmen, und dafür im Schwarzwald, im Seekreis und im Odenwald die Straßen recht her- stellen, oder einige neue bauen wollte, da- mit die Verbindungen mit der Eisenbahn bestmöglichst erleichtert würden. Es wäre für jene Gegenden eine gerechte Entschädi- gung.

Der Sitzungsaal der zwei- ten Kammer.

(Mit einer Abbildung.)

Im vormjähigen Kalender ist von der Verfassung zu lesen, und wie ein jeder Bür- ger mitwirken kann, daß sie zum wahren Segen des Vaterlandes gedeihe; wenn er nämlich bei der Wahlmännerwahl seine Stimme dem redlichsten und besonnensten Mitbürger giebt: demjenigen, dessen Rath er in den eigenen Angelegenheiten selbst be- folgen würde. Nicht die Reichsten im Ort, auch nicht die lautesten Schreier, sind jeweils zu Männern des Vertrauens geeignet.

Das folgende Bild stellt den großen Saal im Ständehaus zu Karlsruhe vor, in dem die 63 Abgeordneten zur zweiten Kammer die Landtagsberatungen halten. Es ist ein dieser würdigen Bestimmung wohl entspre- chender Raum, in der Einrichtung und Größe

Ⓔ

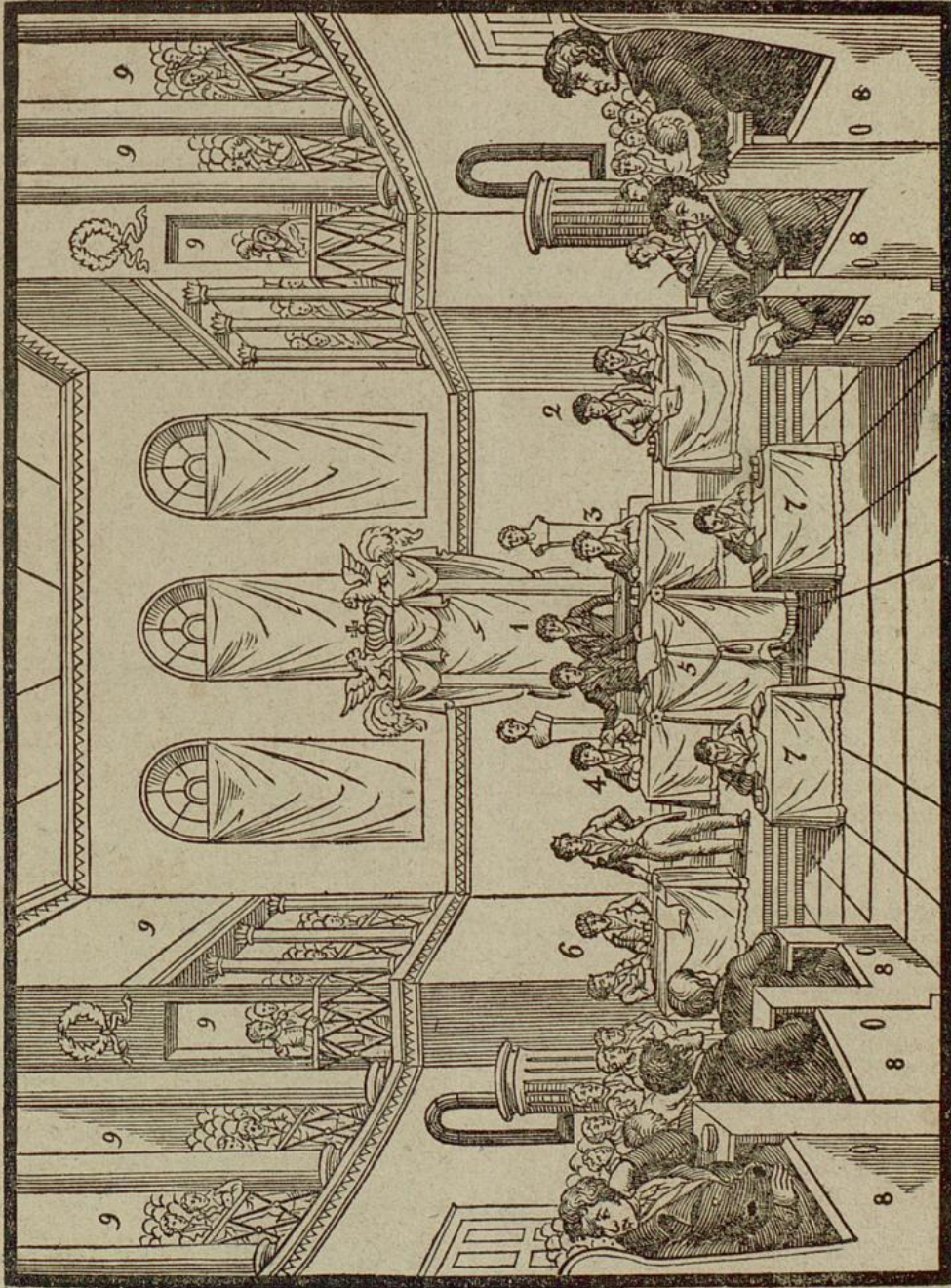
einer Kirche vergleichbar; wie denn darin auch nur für das Rechte, Wahre und Gute gearbeitet werden, somit jeder Abgeordnete sich im Herzen als zu einer priesterlichen Berufung ausersehen halten sollte. Hier folgt die Erklärung des Bildes: Nro. 1 ist der Thron, wo der Großherzog Platz nimmt, wenn Er die Stände-Versammlung eröffnet; neben dem Thron stehen die Büsten (Porträts in Marmor) der verewigten Großherzoge Carl Friederich, dessen Herz die beste Verfassungsurkunde war, und des Großherzogs Carl, des Stifters der Verfassung. Vor dem Thron sitzt der Präsident der zweiten Kammer, (Nro. 1); die 63 Abgeordneten wählen unter sich drei Männer, von denen der Großherzog Einen als Präsidenten bestätigt. Nro. 2, 3, 4 zeigen die Secretaire der Kammer an; Nro. 5 ist die Rednerbühne, von der herab die Vorträge an die Kammer gehalten werden; Nro. 6 bezeichnet die Stelle, wo die Minister und Regierungs-Commissaire sitzen; Nro. 7 ist der Platz der Geschwindschreiber, welche Alles so schnell, als es gesprochen wird, aufzuschreiben verstehen, (es ist dies eine eigene Kunst, man bedient sich bei derselben besonderer, von den Buchstaben ganz verschiedener Zeichen); Nro. 8 bezeichnet die Sitze der Abgeordneten, die in einem Halbkreis um den Saal sich ziehen; und endlich Nro. 9 sind die Tribunen der Zuhörer, die wie Emporkirchen den ganzen Saal einfassen.

Während am Kalender gedruckt wird (im August 1844), dauert der Landtag, der Ende Novembers 1843 begann, noch fort; denn es sind sehr wichtige Gesetze zur Berathung ausgestellt worden. Fürs erste: ein neues Strafgesetzbuch. Darin sind nun alle Handlungen genau verzeichnet, wegen deren man vor dem Richter zur Verantwortung gezogen und gestraft werden kann.

Es war zwar bisher auch schon so Rechtsens, daß kein Bürger wegen einer Handlung gestraft werden konnte, welche nicht im Gesetz mit Strafe bedroht war; der Unterschied ist aber, daß unsere bisherigen Strafgesetze mangelhaft, unbestimmt, und von den ältesten Zeiten herrührend gewesen sind, deshalb meistens für die jetzigen Verhältnisse nicht mehr recht paßten. Ein Theil stund in unserem Badischen Strafedikt vom

Jahr 1803; ein anderer in der peinlichen Gerichtsordnung vom Kaiser Karl dem 5ten, der zu Luthers Zeiten lebte, und dann galten noch weit ältere Vorschriften aus den Zeiten der alten römischen Kaiser. Auch haben sich über gar Vieles die Herren Rechtsgelehrten schon lange gestritten, so daß es für den schlichten Bürger schier unmöglich blieb, sich eine genaue Kenntniß davon zu verschaffen, was Alles bei Strafe verboten ist. In Zukunft kann Jeder schon leichter sich selber Rath's erholen, was er zu thun und zu lassen hat, weil jetzt das Register der strafbaren Handlungen in einem Buch beisammen steht. Damit ist nun nicht gesagt, daß jeder Bürger das Strafgesetz so gründlich wie die Herren Richter oder Advokaten studieren soll; für die meisten reichen nach wie vor die zehn Gebote aus, und wer diesen getreulich nachkommt, der wird in Zukunft so wenig als bisher in Verlegenheit seyn, welche Handlungsweise er zu befolgen habe. Gut ist es aber, und es giebt dem Bürger ein besseres Vertrauen zur Obrigkeit, wenn er selbst im Gesetzbuch lesen kann, daß seinem Nachbar, falls derselbe eine Strafe überkam, nach dem Gesetz Recht geschehen ist.

Ein Fehler war es auch an unsern seitherigen Strafgesetzen, daß die vorgeschriebenen Strafen theils unverhältnißmäßig streng, theils für die jetzige Zeit nicht mehr passend, theils für viele Vergehen von ganz verschiedener Bedeutsamkeit und Größe ganz gleich groß, wie der Weck auf dem Loden, angeordnet waren. Darnach mußte der Richter sprechen, ohne die mildernden Umstände gehörig berücksichtigen zu dürfen. So mußte z. B. nach dem alten Gesetz Einer der schon zweimal wegen Diebstahl gestraft war, wenn er zum drittenmal aus gleicher Ursache vor's Gericht kam, mindestens zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt werden, ob nun das, was er auf dreimal gestohlen hatte, nur einen Gulden, oder ob es viele Gulden werth gewesen. Das neue Gesetz läßt den Richtern ein freieres Ermessen; es ist ihnen nun erlaubt, nach der Beschaffenheit des Falls, mit Rücksicht auf den angerichteten Schaden, auf die größere oder geringere Bosheit des Sünders, und ob er mehr aus Leichtsinne als aus Verderbtheit gefehlt hat, seine Strafe höher oder geringer zu bestimmen.



Daß diese neue Anordnung der Gerechtigkeit besser entspricht, dies scheint dem Kalendermann handgreiflich, wenn gleich die gelehrten Herren Juristen darüber nicht einig sind; es ist ja von Alters her eine schwere Sache, die Köpfe dieser Herren unter einen Hut zu bringen!

Viele von ihnen meinen, und das hat Mancher, der kein Jurist ist, nachgebetet: es sey eine gar bedenkliche Sache, dem Richter eine so große Gewalt einzuräumen, daß er beim nämlichen Verbrechen auf Gefängniß, Arbeitshaus, oder gar Zuchthaus erkennen dürfe. Auf der andern Seite haben sie jedoch eingesehen, daß es eine wahre Barbarei von Gerechtigkeit wäre, wenn nach wie vor zwei Handlungen mit der völlig gleichen Strafe belegt würden, wenn diese Handlungen nichts als den Namen mit einander gemein haben, sonst aber in Hinsicht auf die Größe des zugefügten Schadens, oder auf die Herzens-Verderbtheit der Verbrecher himmelweit von einander unterschieden gewesen sind. Die verschiedenen Meinungen werden hoffentlich zu einer erspriesslichen Verständigung gelangen.

Ein weiteres Gesetz betrifft die neue Strafprozeßordnung, wodurch das gerichtliche Verfahren in den Strassachen geregelt wird. Die Hauptpunkte darin, wodurch es vom bisherigen Verfahren sich unterscheidet, sind: Öffentlichkeit und Mündlichkeit; die ganze Verhandlung findet nämlich vor den Augen der urtheilenden Richter statt, die den Verbrecher und die Zeugen in öffentlicher Sitzung vernehmen, und also nach eigener Anschauung und Prüfung, und nicht mehr bloß nach den aufgenommenen Protokollen sprechen. Hiebei kamen Manche auf den Vorschlag des in neuerer Zeit vielfach angepriesenen Geschwornengerichts. Damit sollte auch das Bedenken beseitigt werden, welches in jener ausgedehnten Gewalt der Gerichtshöfe, als gefährlich für die Freiheit der Bürger, liegen könnte. Nach dieser Ansicht hielt man es für dienlich, wenn den vom Großherzog angestellten rechtskundigen Richtern noch andere Beisitzer aus dem Bürgerstande zugesellt werden, und wenn man diesen eine bestimmte Mitwirkung beim Spruch über die Schuld und die Strafbarkeit überträgt. — Dieser

Vorschlag ist, wie gesagt, mit großer Vorliebe angeregt worden. Der Kalendermann will darüber seine Gedanken unverhohlen äußern; jedenfalls sind sie ehrlich gemeint.

Es war eine Zeit, wo in den Gemüthern der Menschen der fromme Glaube lebte, in der Obrigkeit eine von Gott verordnete Einrichtung zu erblicken, und deshalb von ihr, wie von jeder göttlichen Anstalt, nichts als Gutes und Gerechtes zu erwarten. Diese Zeit ist nicht mehr. Jetzt hat man sich gewöhnt, bei der Obrigkeit nicht weiter an den göttlichen Beruf, der allen ihren Gliedern inwohnen soll, (aber freilich heute, wie von jeher, nicht Allen wirklich inwohnte!) zu denken, sondern sich dieselben nur als Menschen vorzustellen, die in der heutigen an Frömmigkeit so armen Zeit in ihrer Amtsführung durch Leidenschaft und menschliche Schwäche leicht auf Abwege gerathen können. Jeder meiner lieben Leser hat gewiß an sich selber schon die Erfahrung gemacht, daß in manchen Stunden der Zorn, der Eigennuß, der Leichtsin, oder der Hang zum Vergnügen mehr Einfluß auf ihn üben, als die Gebore der Religion. Darnach beurtheilt man gerne auch die andern Menschen. Zuletzt liegt der Gedanke nicht fern, daß die Aufgabe, Recht zu sprechen, eben so gut in seiner und in Seinesgleichen Händen sich befinden könne, als in den Händen der Beamten. Die einzig sichere Grundlage alles gegenseitigen Vertrauens, alles Wohlwollens, und jeder Zuversicht ist die Religion. Wenn das Vertrauen in Mißtrauen, die Achtung in Geringschätzung, die Bescheidenheit in Uebermuth sich umkehrt, dann sind die Anzeichen vom Verfall der Gottesfurcht vorhanden. Der Argwohn richtet sich sofort gegen diejenigen, welche mit der Gewalt Recht zu sprechen, und des Vaterlandes Wohl zu besorgen, auch die Macht haben, Unrecht zu thun, und dem Lande Nachtheil zu bringen. Dabei fehlt es nie an Reden, welche in dieser Richtung das Feuer noch mehr anschüren, und den Stachel der Leidenschaft schärfen! Wer es mit dem Vaterlande gut meint, der muß es schmerzlich beklagen, daß es so ist. Inzwischen mögen Alle, welche über den Verfall klagen, und auch Jene, welche nur in lauten Ausstellungen und Tadel ihre Bürgertugend zu offen-

baren wäbhen, es dem Kalendermann glauben: nur wenn wir Alle besser werden, wird sich Alles wieder zu einer guten Ordnung gestalten. Ein gutes Beispiel im Leben von Seiten der Beamten wird ihnen das Vertrauen am ersten zuwenden, das sie zu einem segensreichen Wirken bedürfen. Als dann werden die Bürger in ihnen nicht mehr eine feindselige Macht erblicken, als welche man sie leider öffentlich geschildert hat.

So nur, meint der Kalendermann, müssen die Bedenken beseitigt werden. Die Geschwornen helfen dazu nichts; sie sind am Ende auch nur Kinder unserer Zeit. Warum sollte bei ihnen mehr Rechtschaffenheit vorausgesetzt werden dürfen, als bei den vom Regenten bestellten Richtern? Der Großherzog hat auch in den neuen Gesetzen die Einrichtung mit den Geschwornen den Landständen nicht vorschlagen lassen. Dagegen ist in diesen neuen Gesetzen die sehr treffliche Bestimmung enthalten, daß alle Vergehen von einiger Bedeutung nicht mehr von einem einzigen Beamten, sondern von mehreren in gemeinsamer Berathung abgeurtheilt werden sollen. Jeder kann aus eigener Erfahrung wissen, daß man eine Sache gründlicher behandelt, wenn es in Gesellschaft von andern verständigen Leuten geschieht, als wenn man es für sich allein thut.

Ferner ist es zu loben, daß nach diesen neuen Gesetzen künftighin auch in Strafsachen öffentlich verhandelt werden soll, wie es bei Prozessen schon seit 1831 der Fall ist. Wenn der Verbrecher unter den Augen seiner Mitbürger von seiner Schuld überführt wird, so mag ihn dies besser noch als die Strafe zur Bußfertigkeit und Besserung anregen. Auch werden die Richter zur strengsten Gewissenhaftigkeit in ihren Amtsverrichtungen unablässig durch die Betrachtung gemahnt, daß die anwesenden Personen Alles mit anhören, die Anklage wie die Ausrede, die Aussage der Zeugen und die Gegenreden; so zwar, daß die Zuhörer dadurch im Stande sind, die Gerechtigkeit des Urtheils wohl zu erkennen.

Ein weiteres Gesetz hat zum Zweck, denjenigen, die sträflicher Weise an ihrem Leib oder Vermögen beschädigt wurden, leichter zum gebührenden Ersatz zu verhelfen. Natürlich war es auch bisher schon so verord-

net, daß man den Schaden ersetzen mußte, den man einem Andern durch ein Verbrechen zugesügt hatte; aber bei manchen Fällen blieb es gar schwer, die Angelegenheit vor Gericht zu Ende zu bringen. Dem ist nun abgeholfen. Mancher der bei Kaufhandel und Wirthshausstreitigkeiten mißwillig dreinzuschlagen pflegte, mag nun in sich gehen und bedenken, daß wenn das Unglück will, es werde Einer todgeschlagen, z. B. ein Familienvater, so wird der Thäter jetzt verurtheilt, der Wittve und den Kindern 20 Jahre lang so viel zu bezahlen, als der Vater verdient haben würde, wäre er am Leben geblieben. Dies gefällt dem Kalendermann. Denn die Furcht, sein Vermögen so einzubüßen, hält ohne Zweifel manchen Uebermüthigen, oder fecken Käufer, jetzt mehr im Zaum; eine Nachrechnung für Entschädigung und Schmerzensgeld schmerzt gar bitter!

Diese hochwichtigen Gesetze haben natürlich auch eine neue Gerichtsverfassung nöthig gemacht, welche ebenfalls den Ständen vorgelegt ist; sie wird mancherlei Abänderungen mit den Amtleuten und Amtssitzen herbeiführen. Mit der Rechtspflege sollen künftig beauftragt seyn: Amtsgerichte, Handelsgerichte, Bezirksstrafgerichte, Hofgerichte und das Oberhofgericht. Derjenige Amtmann, welcher die gerichtlichen Klagen zu entscheiden hat, wird künftig nichts mehr mit den Verwaltungssachen zu thun haben, für die ein anderer Beamter bestellt wird. Man heißt dies Trennung der Justiz von der Administration, und hält es für nützlich. Der Vollzug mag im Anfang allerlei Anstände, wohl auch Klagen, veranlassen, denn der Uebergang vom Alten zum Neuen ist immer mit eigenen Schwierigkeiten verbunden.

Hoffen wir von diesen neuen Gesetzen, wenn die Vereinbarung zu Stande kommt, gute und gesegnete Wirkungen. Gesetze von solcher Bedeutsamkeit, wirken tief auf den stielichen Zustand des Volkes ein. Die Regierung zeigt darin den aufrichtigen Willen, damit den Forderungen der Zeit gebührend Rechnung zu tragen. Dies verdient gerechte Anerkennung, wenn auch manche fortwährend gewaltige Stimmen meinen, es sey nicht genug. Damit wird zuletzt nur das Ver-

trauen zur Regierung und ihr Ansehen erschüttert, und gerade dies bedarf sie jetzt am meisten, wenn sie solch umfassende Aenderungen mit Erfolg ins Leben führen soll. Jetzt gelte der Spruch der Tyroler Stände vom Jahr 1704: „Eintracht sey die Ladung unserer Gewehre, Eintracht die Vorrathskammer unserer Orte, Eintracht die Seele des Vaterlandes!“ Dann kommt wieder die gute Zeit. —

Die Bürgermeisterwahl.

Ein rechtschaffener Bürgermeister ist ein Segen für die Gemeinde. Wohl jedem Ort, das sich einer guten Wahl rühmen kann; einer Wahl, die nicht aus den Umtrieben einer Parthei, sondern aus der verständigen Erkenntnis der Bürger hervorgegangen ist. Ein Parteimann ist immer ein Kind des Unfriedens.

Im Amte Weinheim, im Unterrheinfreis, liegt die Bürgermeisterei Rippenweier. Dazu gehören noch die Orte Heiligenkreuz und Rittenweier. Rippenweier ist aber das größte unter den drei Orten; es hat mehr Einwohner, als die beiden andern zusammen. Nun traf es sich bei der neuesten Bürgermeisterwahl seit Menschengedenken zum erstenmal, daß ein Bürger aus dem kleinsten der drei Ortschaften, nämlich aus Rittenweier, das nur 60—70 Einwohner zählt, zum Bürgermeister erwählt wurde. Ohne Zweifel galt der Gewählte in den drei Orten für den tüchtigsten Mann zum Amt, und da macht die Wahl den Bürgern, zumal denen aus dem größten Dorf, alle Ehre. Nach befristeter Wahl hat ein verständiger, wohlthätiger Bürgermann eine Anrede in Versen an die Versammlung gehalten, die einen Platz im Kalender verdient; denn sie spricht wohlgefaßt diejenigen Wünsche aus, die ein würdiger Bürgermeister immer vor Augen haben sollte. Unparteilichkeit, gute Polizei, und gutes Beispiel: diese drei Dinge bilden die wahre Ehrenkrone eines Bürgermeisters! Der Spruch lautet also:

Wohlthätliche Bürgerschaft der Bürgermeisterei Rippenweier!

Ihr wißt, was sich in diesen Tagen hat begeben: Das Gesetz rief einen neuen Bürgermeister in's Leben. Den Mann unsers Vertrauens haben wir gewählt, Wie dieser Ehrenkranz dort Euch erzählt. So verwalte Er sein Amt in Kraft und in Segen, Und gehe immer auf geraden und gerechten Wegen. Er wisse nichts von Freund oder Feind, Er höre nur auf den, der's treu und redlich meint! Keinem Eigennutz und keiner Parteilichkeit soll Er fröhnen,

Weisheit und Gerechtigkeit soll jedes seiner Werke krönen!

Damit man sieht, daß Zucht und Ordnung noch Etwas sey,

So halte er streng und ernst auf gute Polizei!

Jeder Bürger und Hausvater soll ihn darin unterstützen,

So wird er sich und der Gemeinde wahrhaft nützen.

Waltet Zucht und Ordnung nicht mehr in unserer Gemeinde hier,

So haben wir Elend, Noth und Armuth vor der Thür;

Mit seinem Hauße gehe er der Gemeinde vor in seinen, guten Sitten,

Dann ist Er gewiß stets wohl gelitten.

Noch wird ein Wunsch in meinem Herzen rege:

Wir haben meistens allzuschlechte Wege!

Zur Schonung von Menschen und von Vieh

Suche Er zu helfen spät und früh!

Mag auch Mancher darob murren und brummen,

So denk' Er, der gehört zu den Faulen und Dummen!

Kommt ein Fremder in unser Land und unser Thal,

So heißt es allemal:

Die Gegend ist hübsch, der Haber wär' gut,

Nur die schlechten Wege — die bringen mich in Wuth!

Unser neuer Bürgermeister, Herr Nikolaus Jön,

Der von manchem Uebel uns gewiß gern erlöst,

Er lebe hoch, Er lebe lange!

Sein Szepter von Glück und Segen stets prange!

Die ganze Gemeinde soll leben —

In Frieden, in Freude und in Ehren;

Der Allmächtige allem Leid und Unglück wolle wehren.

Hoch lebe unser gnädigster Landesvater Leopold!

Der für sein Volk stets das Rechte und Gute gewollt.

Hoch leben Reiche und Arme,

Hoch leben evangelische und katholische Christen;

Keiner soll sich brüsten!

Auf dem Friedhof sind wir Alle gleich,

Lieben wir uns, so sind wir im Himmelreich!

Was müssen wir den Pflanzen durch den Dünger zuführen?

Alle Pflanzen bedürfen zu ihrer Ernährung zweierlei Arten von Stoffen. Die einen ziehen sie aus der Luft, die andern aus dem Boden.

Die uns umgebende Luft enthält 4 besondere Luftarten und Wasser. Von diesen 4 Luftbestandtheilen dienen zwei hauptsächlich zur Ernährung der Pflanzen. Eine davon ist die Lebensluft, Sauerstoff genannt, diese bedürfen wir zum Athmen, sodann unterhält sie das Feuer. Verbrennen wir nämlich ein Stück Holz oder Licht, so verbinden sich die Bestandtheile desselben mit diesem Sauerstoff der Luft, und es entwickelt sich Wärme und Licht. Bei einer Verbrennung entstehen sodann zwei weitere Dinge, die sich in der Luft verbreiten, und die beide ein wichtiges Nahrungsmittel der Pflanzen ausmachen. Die Kohle der Pflanzen bildet nämlich Kohlenäure, oder die zweite Luftart, welche, obgleich in geringer Menge, in der Luft enthalten ist. Diese zweite Luftart ist zum Athmen und Verbrennen nicht dienlich; die Lichter erlöschen darin, und für Menschen und Thiere ist sie tödtlich. Den Bergleuten ist sie unter dem Namen „die bösen Wetter“ leider nur zu bekannt. Sie entsteht auch bei der Gährung des Weins, und hat schon manchen Unglücksfall veranlaßt, ferner bildet sie sich neben dem Ammoniak bei der Verwesung der Pflanzen und Thiere. Aber sie bedingt

hauptsächlich die Ernährung der Pflanzen, welche sie durch die Blätter einsaugen. Der zweite Körper, der beim Verbrennen entsteht, ist — das Wasser. Dies klingt sonderbar. Doch weiß jede Hausfrau, daß sich das dunnförmig im Rauch enthaltene Wasser als Tropfen an die Deckel oder ans Kamin ansetzt. Das Wasser beständig in der Luft vorhanden ist, und daß ohne Wasser keine Pflanze wachsen kann, weiß auch ein Jeder. Ein dritter Bestandtheil der Luft, der zwar auch, nur in sehr geringer Menge, darin ist, aber für die Pflanzen gleich nothwendig bleibt, heißt Ammoniak (Salmiak). Hauptsächlich entsteht es bei der Verwesung der Stoffe, es erzeugt den übeln Geruch, der sich dabei bildet. Dieser Ammoniak entweicht vollständig aus dem Dünger, wenn letzterer nicht recht behandelt wird, und dies ist ein großer Nachtheil. Der vierte Bestandtheil der Luft, das Stickgas, scheint an der Ernährung der Pflanzen keinen besondern Antheil zu nehmen, aber es verdünnt die andern Luftarten, und macht deren Wirkungen, die sonst zu heftig wären, mild und gesegnet. Darum ist er auch der ansehnlichste Theil der Luft, von der er $\frac{1}{2}$ beträgt. Es ist alles weise eingerichtet in der großen Welt-haushaltung!

Aus Kohlensäure und Ammoniak bilden sich nun alle Stoffe der Pflanzenwelt, das Holz so gut als die Feldfruchte und die Trauben. Aber wie der Mensch nicht bloß ein Nahrungsmittel braucht, und ihm z. B. das Salz unentbehrlich ist, so brauchen auch die Pflanzen noch andere Dinge, und diese ziehen sie aus dem Boden.

Der Boden besteht aus vermitteltem Gestein, verschiedenen Salzen, und aus den Resten verwesener Pflanzen, die bei ihrer Verwesung in Kohlensäure, Ammoniak und Salz zerfallen. Von diesen im Boden enthaltenen verschiedenen Salzen nehmen nun die Pflanzen das auf, was durchs Regenwasser aufgelöst wurde, und dies sind ihre Boden-Nahrungsmittel. Diese Salze sind es nun, die wir durch den Dünger dem Boden hauptsächlich zuführen müssen. Je mehr von diesen Salzen ein Boden enthält, um so fruchtbarer ist er, und je mehr der Dünger davon enthält, um so besser wirkt er, und je weniger braucht man.

Diese Boden-Nahrungsmittel sind für die verschiedenen Pflanzen verschieden; was die eine gierig aufsaugt, nützt der andern nichts. Daher gedeiht eine Pflanze auf dem einen Boden besser, als auf dem andern. Hierdurch erklärt es sich auch, warum man nicht mehrere Jahre hintereinander mit gleichem Vortheil auf demselben Feld dieselbe Frucht bauen kann, während ein anderes Gewächs herrlich gedeiht. Die Pflanze hat nämlich im ersten Jahr alle ihr nützlichen Bestandtheile aus dem Feld ausgezogen; eine andere braucht aber andere Nahrungsmittel. Zuletzt muß eben der Dünger die entzogenen Kräfte wieder ersetzen.

Die verschiedenen Düngerarten enthalten nun die Aschenbestandtheile von den Gewächsen, (die Gelehrten nennen Aschenbestandtheile alle Ueberbleibsel der Pflanzen, ob solche durchs Feuer oder durch die Verwesung bewerkstelligt worden,) als vom Stroh und andern Stro; sodann aus dem Roth und Urin,

welch letztere die meisten Aschenbestandtheile der gewonnenen Nahrungsmittel enthalten. Jeder Dünger wird derjenigen Pflanze am meisten nützen, aus der er entstanden ist. Durch den Dünger geben wir dem Boden das Meiste wieder, was wir ihm durch die Cultur entzogen haben. Denn die organischen Stoffe, die zur Ernährung und sonstigem Gebrauch dienen, enthalten hauptsächlich die aus der Luft gezogenen Bestandtheile der Pflanzen, und was sie an Aschenbestandtheilen enthalten, kehrt beim Verbrauch wieder als Dünger in den Boden zurück. Wenn gleich die Hauptwirkung des Düngers auf seinem Gehalt an Aschenbestandtheilen beruht, so trägt doch die bei seiner Verwesung sich bildende Kohlensäure und der Ammoniak wesentlich zu seinem Nutzen bei; diese Stoffe werden nun unmittelbar den Wurzeln zugeführt.

Aus diesem läßt sich nun manche Regel für die Landwirtschaft entnehmen. Die folgenden empfehlen wir dem Nachdenken unserer geneigten Leser:

1) Man muß alle Abfälle von Pflanzen und Thieren, die nicht auf andere Weise verwerthet werden können, zum Dünger verwenden, und hauptsächlich der Herrichtung der Dunastätte große Sorgfalt widmen. Das Wasser darf nicht abfließen, denn es führt die nährrendsten Bestandtheile des Düngers, die Salze, mit sich fort. Mit einem Schoppen Jauche gehen die Nahrungsmittel für 40 Fruchtpflanzen verloren.

2) Wesentlich verbessert wird der Dünger durch Asche. Torfsäcke oder Holzäcke düngt vortreflich; beide enthalten vortrefliche Nahrungsmittel für Pflanzen.

3) Bei vielen Gewerben giebt es Abfälle, die einen trefflichen Dünger liefern, als bei Seifenwebern, bei Färbern, bei Gemischen Fabriken; wo solche zu haben sind, versäume man nicht deren Anwendung. Sehr zu empfehlen ist das Knochenmehl, besonders für Wiesen, zu Hauf u. s. w. Im landwirtschaftlichen Wochenblatt vom August 1843 hat ein verehrter Gutsherr auf dies ganz ausgezeichnete Düngemittel aufmerksam gemacht. Wer seine Landwirtschaft gut umsetzen will, lese und beherzige den Aufsatz.*)

4) Das Mischen des Düngers mit thonreicher Erde hat auch seinen großen Nutzen. Manches, was verdunstet, oder mit dem Wasser weggeschwemmt oder versenkt wäre, wird dadurch erhalten. Sind die Mistgruben nicht gemauert, so dient die unter ihnen befindliche Erde auch gut zum Düngen.

5) Gut ist die Anwendung des Gypses; er macht die Stoffe los, die zur Nahrung der Pflanzen dienen.

6) Auf dieselbe Art wirkt das Mergeln. Neben dem ist der Mergelboden reich an Salzen. —

Die Fortsetzung das nächste Jahr. Da soll auch Näheres über die Verbesserungen im Bau der Wiesen, die des Landmanns größter Schatz sind, berichtet werden. Hier können vereinte Kräfte vor Allem großen Vortheil bringen. Ein ehrenwerther Abgeordneter hat die Sache in der Kammer zur Sprache gebracht.

*) Dies Knochenmehl ist stets rein zu haben beim Kaufmann G. Zuber in Freiburg. Der Cantiner kostet 3 R 30 kr.

Meine Reise in das Land des Friedens.

Ich suche ein anderes Land als das ist, in dem ich jetzt bin, und bin auch schon über 20 Jahre auf dem Wege dahin und habe mich in diesen 20 Jahren durch manchen engen Paß durchgewunden, manche gefährliche Klippe erstiegen und mich durch manche dicke Finsterniß durchgearbeitet. Ich habe Spott und Hohn und Undank dulden und tragen müssen, weil ich so einfältig bin, einen so steilen und schmalen Weg zu gehen, wo doch der Weg zum sichtbaren Glücke so eben. Mit Blumen geschmückt, dahin geht. Allein ich lasse mich desfalls nicht irre machen und gehe meinen Weg muthig fort, denn ich weiß, daß mein Weg in das Land des Friedens und der wahren Freiheit führt; daß er in das Land führt, wo Liebe und Treue wohnt; wo Liebe und Einigkeit thront; wo Lüge und Verstellung, Trug und Hinterlist, Verläumdung, Neid und Mißtrauen, Haß und Verfolgung ic. nicht einmal dem Namen nach bekannt sind; endlich in ein Land, wo ein ewiger Frühling herrscht, wo keine Wasserfluthen unsre Fluren verwüsten, wo die Sonnenstrahlen nicht brennen und der Nordwind das Land nicht in Eis verwandelt, wo wir nicht im Schweiß des Angesichts unser Brod essen; wo weder Krankheit, weder

Tod, noch Grab ist. — In dieses Land geht mein Weg. — Wohl ist dieser Weg schwer und mühevoll; es ist der Weg der Verläugnung unsrer selbst; die Ertrödung des sinnlich-irdisch gestantten Menschen. Allein nach den wenigen Jahren voll Mühe und Angst folgt eine ewige nie versiegende Freude und Seligkeit. — In diesem Lande regiert zwar auch ein König, aber sein Herrscherstab heißt Liebe und Treue und sein Name heißt Jesus. Allein diesen König mag die Welt nicht, weil er Demuth lehrt und sie nichts über sich erkennen will, um selbst Gott zu seyn und mit eiserner Ruthe über die Menschen zu herrschen.

Hättest du, lieber Mitpilger, nicht auch Lust, in solch einem Lande zu wohnen, wo auf eine Hand voll trüber Tage eine Ewigkeit voll Freude und Wonne folgt? — Und als Unterthan in dieses herrliche Land aufgenommen zu werden, bedarf es weiter nichts, als daß wir den König in kindlichem Vertrauen bitten, daß er uns darin aufnehme und den Rock der Gerechtigkeit anziehe, damit wir rein und unschuldig vor ihm erscheinen mögen, Amen!

Dieses als Vermächtniß des 80jährigen alten hinkenden Boten. — Mögen die verehrlichen Leser es mit Liebe aufnehmen und mich recht viele auf meiner Reise begleiten.
Der alte Kalendermann.

Alphabetisches Verzeichniß der vorzüglichsten Messen und Jahrmärkte.

Sollten hic und da Berichtigungen erforderlich sein, so wird der Verleger jede diesfallige Belehrung mit Dank benutzen.

Nach, 1. Donnerstag vor Palmsonntag, 2. Mont. nach Urbani, 3. Donnerstag nach dem zweiten Sonntag im Juli, 4. Donnerstag nach Bartholomä, 5. Donnerstag nach Michaeli, 6. Mont. nach Andreas, 7. am 22. Dez.; fällt dieser auf einen Sonnt., so wird er Montag darauf gehalten, fällt aber der 22. Dezbr. auf einen Montag, so wird der Markt am Dienstag darauf gehalten.
Nalen, 1. Lichtmess, 2. Hil. Jakobi, 3. Jak., 4. sonnt. n. Mich., 5. Mart.
Nuern, siehe Unterachern.
Nidelsheim, 14. August.

Naglasterhausen, auf matthäustag (21. Septbr.); fällt dieser auf einen Sonntag, so wird der markt am darauf folgenden montag gehalten.
Nalbersweiler, Sonntag nach Egidius.
Nalvirsbach, Pferde-, Vieh- u. Krämerm.; 1. an Mariä Verk., 2. am Pfingstmont., 3. am Kirchweihmontag.
Naltenstadt, die Amtstadt, 1. dienst. vor Palmsonnt., 2. donnersf. nach Pfingst., 3. dienst. nach Mart. Geburt, 4. dienst. vor dem Advent.
Naltheim, 1. Pfingstdienstag, 2. auf Burtbardt; fällt dieser Tag auf

Sonn- oder Feiertag, so soll der markt Tags darauf gehalten werden, ausgenommen Samstags, wo er dann den folgenden montag statt finden soll.

Nalkirch im Sundgau, auf Jakobi und Laurentii.

Nanweiler, Krämerm.: 1. Fastnachts-Sonntag, 2. Sonnt. nach Johann Täufer, 3. Sonntag nach Bartholomäus, 4. den letzten Sonnt. im Monat Novbr. — Viehm.: 1. den vierten Dienst. im März, 2. d. zweiten Dienstag im Mai, 3. den zweiten Dienstag im Sept., 4. den zweiten